Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Heft 6 1939

Erscheint
vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

ufnahme: Helmut Schulz

Amtliche Mitteilungen

Durchführungsanordnung zum weiblichen Pflichtjahr

Das vom Ministerpräsidenten Generalfeldmarschall Göring angeordnete Pflichtjahr für Mädchen war kürzlich durch eine Durchführungsanordnung auf alle ledigen weiblichen Arbeitskräfte unter 25 Jahren ausgedehnt worden, die bis zum 1. März 1938 noch nicht als Arbeiterinnen oder Angestellte beschäftigt waren. Die Einzelheiten werden jetzt vom Chef der Hauptabteilung V des Reichsarbeitsministeriums, Staatssekretär Dr. Syrup, geregelt.

An sich würde das Pflichtjahr auch noch von den Mädchen abzuleisten sein, die in der Zeit vom 1. März 1938 bis 31. Dezember 1938 Arbeit in einem damals noch nicht gesperrten Wirtschaftszweig aufnahmen. Um Härten zu vermeiden, ist jedoch dieser Personenkreis grundsätzlich von der Ableistung des Pflichtjahres auszunehmen, wie nunmehr verfügt wird.

Ferner ist die Ableistung nicht mehr von solchen Jugendlichen zu fordern, die sich vor dem 1. März 1938 bereits in einem Lehrverhältnis oder einer sonst ordnungsmäßigen Berufsausbildung befanden.

Von Bedeutung ist, daß vom Lande stammende Mädchen die Pflichtjahrtätigkeit auf dem Lande abzuleisten haben. Auch ist im übrigen anzustreben, daß das Pflichtjahr möglichst in der Landwirtschaft abgeleistet wird. Die von der Jugendlichen oder ihrem gesetzlichen Vertreter vor Antritt einzuholende Zustimmung des Arbeitsamts soll den zweckvollen Einsatz des Pflichtjahres verbürgen. Die Versagung der Zustimmung bedeutet lediglich, daß eine trotzdem ausgeübte Tätigkeit nicht auf das Pflichtjahr angerechnet wird. Im übrigen ist die Aufnahme land- oder hauswirtschaftlicher Tätigkeit nicht an die Zustimmung des Arbeitsamts gebunden. Das Arbeitsamt hat die Ableistung des Pflichtjahres im Arbeitsbuch zu bescheinigen. Private und öffentliche Betriebe und Verwaltungen sind verpflichtet, sich vor der Einstellung von der Erfüllung des Pflichtjahres zu überzeugen. Das Arbeitsamt kann **Ausnahmen von der Pflichtjahrregelung** zulassen, und zwar insbesondere bei Arbeiten im Rahmen von staats- und wirtschaftspolitisch bedeutsamen Aufgaben, bei Arbeitsuchenden, die durch ihren Arbeitsverdienst wesentlich zum Unterhalt von Familienmitgliedern beizutragen haben und bei solchen, die wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen ungeeignet für land- und hauswirtschaftliche Arbeit sind. Die Arbeitsämter vermitteln für das Pflichtjahr nur in Stellen, die als einwandfrei und geeignet bekannt sind. — Das Merkblatt sagt u. a., daß bei Abschluß eines Lehrvertrages von mindestens zweijähriger Dauer das Pflichtjahr auch unmittelbar nach der Lehrzeit abgeleistet werden kann. Zweckmäßig sei jedoch auch in diesem Falle die Ableistung vorher, um nach der beruflichen Ausbildung ohne Unterbrechung tätig sein zu können. Das Pflichtjahr kann im ländlichen und städtischen Haushalt im freien Arbeitsverhältnis mit tariflicher Bezahlung, im hauswirtschaftlichen Jahr mit Taschengeld oder in der hauswirtschaftlichen Lehre absolviert werden. Für Mädchen, die das 17. bzw. 18. Lebensjahr vollendet haben, kommen noch für die Ableistung in Frage: 6 Monate Arbeitsdienst und 6 Monate freies Arbeitsverhältnis oder Ableistung im zweijährigen Frauenhilfsdienst des Deutschen Frauenwerks. Das Landjahr wird bis zur Dauer eines halben Jahres angerechnet, ebenso kann der Besuch einer staatlich anerkannten land- oder hauswirtschaftlichen Schule angerechnet werden, wenn das Arbeitsamt vorher zugestimmt hat.

In Zweifelsfällen erteilen einzig und allein die zuständigen Arbeitsämter Auskunft!

*

Hilfswerk „Mutter und Kind"

Am 30. September 1938 standen im Dienste des Hilfswerkes „Mutter und Kind" 20137 Fachkräfte – männliche und weibliche Volkspfleger, Heimleiter, Heimleiterinnen, Jugendleiter, Krankenpfleger und Aerzte, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen, Schwestern, Hebammen. Etwa ein Drittel dieser Fachkräfte waren ehrenamtlich tätig.

Ferienordnung für alle Schularten in Preußen für das Schuljahr 1939/1940

Ostpreußen (außer Königsberg): Ostern: vom 24. März bis 12. April; Pfingsten: vom 26. Mai bis 1. Juni; Sommer: vom 28. Juni bis 4. August; Herbst: vom 26. September bis 12. Oktober; Weihnachten: vom 21. Dezember bis 5. Januar 1940; Ostern 1940: vom 20. März bis 5. April. — **Königsberg**: Ostern: vom 28. März bis 12. April; Pfingsten: vom 26. Mai bis 1. Juni; Sommer: vom 27. Juni bis 3. August; Herbst: vom 26. September bis 12. Oktober; Weihnachten: vom 21. Dezember bis 5. Januar 1940; Ostern 1940: vom 20. März bis 5. April.

Groß-Berlin: Ostern: vom 31. März bis 19. April; Pfingsten: vom 26.—31. Mai; Sommer: vom 28. Juni bis 8. August; Herbst: vom 10.—19. Oktober; Weihnachten: vom 22. Dezember bis 8. Januar 1940; Ostern 1940: vom 31. März bis 9. April.

Brandenburg: Ostern: vom 31. März bis 19. April; Pfingsten: vom 26. bis 31. Mai; Sommer: vom 23. Juni bis 3. August; Herbst: vom 10.—19. Oktober; Weihnachten: vom 22. Dezember bis 8. Januar 1940; Ostern 1940: vom 21. März bis 9. April.

Pommern und Grenzmark Posen-Westpreußen: Ostern: vom 24. März bis 12. April; Pfingsten: vom 26. Mai bis 2. Juni; Sommer: vom 27. Juni bis 4. August; Herbst: vom 29. September bis 11. Oktober; Weihnachten: vom 21. Dezember bis 4. Januar 1940; Ostern 1940: vom 21. März bis 9. April.

Schlesien: Ostern: vom 24. März bis 12. April; Pfingsten: vom 26. bis 31. Mai; Sommer: vom 27. Juni bis 1. August; Herbst: vom 5. bis 20. Oktober; Weihnachten: vom 23. Dezember bis 8. Januar 1940; Ostern 1940: vom 21. März bis 9. April.

Sachsen: Ostern: 24. März bis 12. April; Pfingsten: 24. Mai bis 1. Juni; Sommer: 5. Juli bis 10. August; Herbst: 3.—13. Oktober, Weihnachten: 23. Dezember bis 9. Januar 1940; Ostern 1940: 21. März bis 9. April.

Schleswig-Holstein: Ostern: 24. März bis 12. April; Pfingsten: 25. Mai bis 2. Juni: Sommer: 6. Juli bis 14. August; Herbst: 30. September bis 12. Oktober; Weihnachten: 22. Dezember bis 4. Januar 1940; Ostern 1940: 21. März bis 8. April.

Hannover: Ostern: 24. März bis 12. April; Pfingsten: 25. Mai bis 2. Juni; Sommer: 7. Juli bis 17. August; Herbst: 12.—18. Oktober; Weihnachten: 22. Dezember bis 8. Januar 1940; Ostern 1940: 21. März bis 9. April.

Stadt Hannover: Ostern: 24. März bis 12. April; Pfingsten: 25. Mai bis 2. Juli; Sommer: 7. Juli bis 8. August; Herbst: 23. September bis 9. Oktober; Weihnachten: 22. Dezember bis 8. Januar 1940; Ostern 1940: 21. März bis 9. April.

Westfalen: Ostern: 30. März bis 18. April; Pfingsten: 25. Mai bis 2. Juni; Sommer: 26. Juli bis 6. September; Herbst: 5.—11. Oktober; Weihnachten: 21. Dezember bis 5. Januar 1940; Ostern 1940: 20. März bis 9. April.

Hessen-Nassau: Ostern: 24. März bis 12. April; Pfingsten: 26. Mai bis 6. Juni; Sommer: 6. Juli bis 10. August; Herbst: 3.—13. Oktober; Weihnachten: 21. Dezember bis 5. Januar 1940; Ostern 1940: 20. März bis 9. April.

Rheinland: Ostern: 30. März bis 18. April; Pfingsten: 25. Mai bis 2. Juni; Sommer: 26. Juli bis 6. September; Herbst: 5.—11. Oktober; Weihnachten: 21. Dezember bis 5. Januar 1940; Ostern 1940: 20. März bis 9. April.

Heft 6 1939

Inhalts-Übersicht

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier



Kommt der Frühling bald?

Zeiß-Ikon-Aufnahme von Ita Ebhardt

Albrecht Schäfer:

Gäste in der Schule

Besuch in der Schule! Für Hans und Grete ist es jedesmal ein Erlebnis, das für den ganzen Tag den Gesprächsstoff liefert. Sie werden nicht müde, daheim immer wieder von dem Ereignis zu berichten.

Und wenn es sich bei dem Besuch nicht „bloß" um den Kreis- oder Provinzialschulrat oder sonst einen Herrn der Schulbehörde handelte, wie sie sich von Zeit zu Zeit zur Ueberprüfung der geleisteten Arbeit in den Schulen einfinden, wenn sich vielmehr ein Gast eingestellt hatte, der in der Schulklasse eine Vorführung veranstaltete, dann sind die Berichte, die Hans und Grete von dem Ereignis geben, begeistert. Für eine Stunde oder mehr war aus der Aula oder dem Klassenraum eine Arena geworden oder ein Theater, eine Werkstatt oder eine Menagerie, und diese Stunde war fast so schön, nein (weil sie ja den strengen Arbeitsbetrieb in der Schule so angenehm unterbrach), noch viel schöner als ein Besuch im Varieté, im Zirkus, im Kino oder in einer Schaubude auf dem Jahrmarkt oder Schützenplatz.

Vater und Mutter können sich dieser Begeisterung nicht so recht anschließen. Sie meinen, die Schule habe doch eigentlich eine andere Aufgabe, als den Kindern solche Vergnügungen zu bereiten, und im übrigen denken sie an die 10 oder 20 Rpf, die jedes Kind für die Teilnahme an diesem Spaß mitbringen mußte, und die die „ewigen Geldforderungen" der Schule um einen weiteren Fall unerwünscht vermehrten.

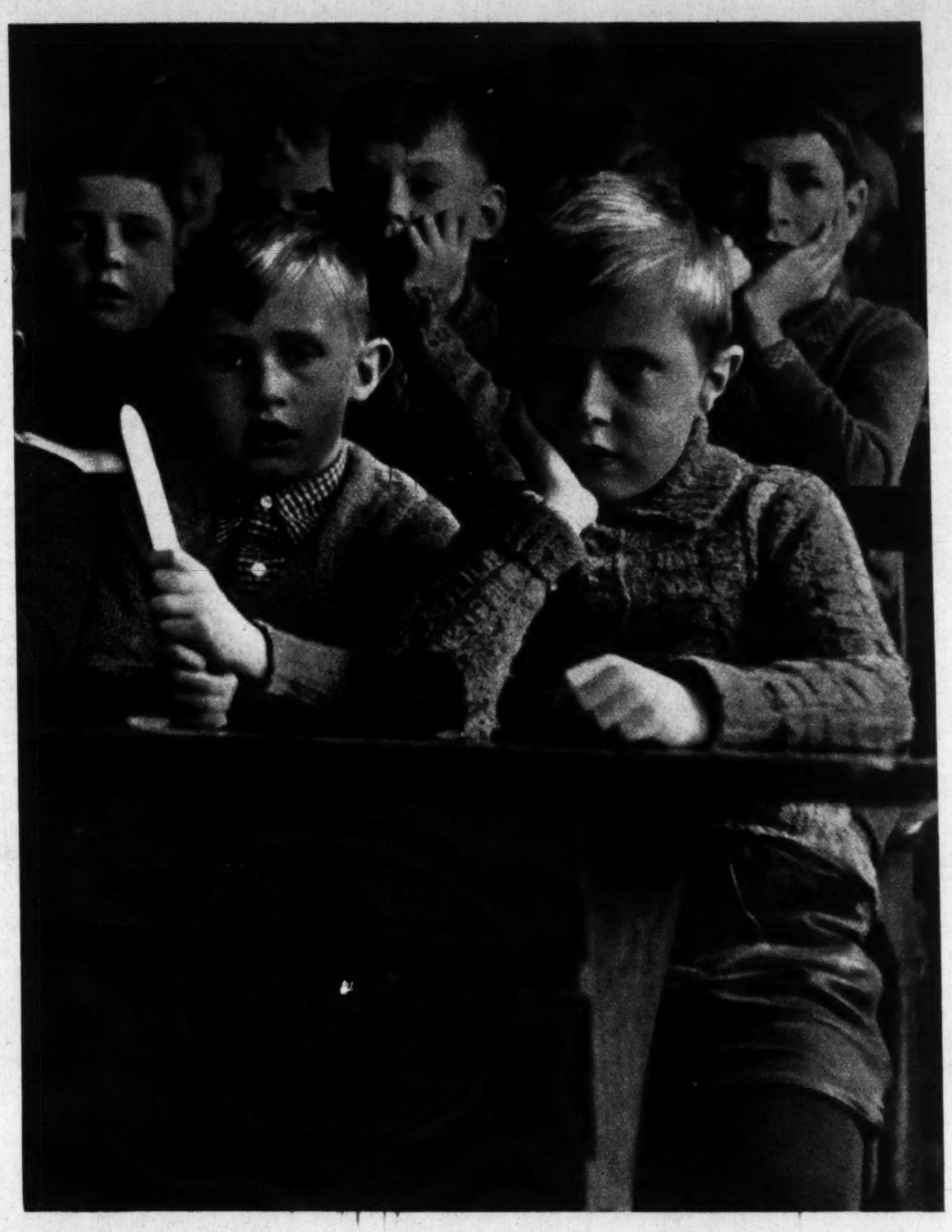
Hans versucht dem Vater klarzumachen, wieviel Schönes und Lehrreiches ihnen doch für die 10 oder 20 Rpf geboten worden sei. Mit dem Erfolg, daß der Vater behauptet, wenn die Schule solche Dinge für notwendig halte, dann müßten sie den Kindern kostenlos geboten werden.

Vaters Standpunkt ist gar nicht so engherzig, wie es seinen Kindern scheinen mag. Auch die Schule wäre froh, wenn sie ihren Schülerinnen und Schülern jene unterhaltsamen, erheiternden und belehrenden Stunden, die sie als wertvollen „zusätzlichen Unterricht" oft von Herzen begrüßt, umsonst vermitteln könnte. Mancher Aerger und Verdruß bliebe ihr erspart. Denn immer sieht sie sich bei solchen Veranstaltungen vor die Frage gestellt: Was fange ich mit den Kindern an, die nun nicht bezahlt haben? Nach alter und vernünftiger Gepflogenheit haben die Kinder erwerbsloser, kinderreicher oder armer Eltern freien Eintritt. Was soll aber nun mit denen geschehen, deren Eltern den Groschen grundsätzlich nicht bezahlen wollen oder, — auch davon wissen die Schulen zu berichten —, die darauf spekulieren, daß ihre Kinder eben aus der Verlegenheit, daß man mit ihnen während der Darbietung nichts anzufangen weiß, umsonst daran teilnehmen dürfen. Mehrklassige Schulen sammeln die Nichtzahler aus Grundsatz und die erkannten Spekulanten und unterrichten sie während der Darbietung; die einklassige oder wenig gegliederte Schule muß sie nach Hause schicken oder — ohne Bezahlung teilnehmen lassen: Alles Lösungen eines Problems, die in keinem Falle befriedigen, und durch die nicht nur der Grundsatz des Gemeinschaftserlebnisses, wie er in den Schulen vorherrscht, durchbrochen wird, sondern auch die bestraft oder benachteiligt werden, die an dem Zwiespalt keine Schuld haben, nämlich die Kinder.

Darum richtet die Schule an die Eltern die Bitte, sich, solange es in den Schulkassen noch keine Fonds für dergleichen Veranstaltungen gibt, doch nicht aus Grundsatz oder gar aus unsozialer Spekulation von dem kleinen Opfer auszuschließen, für das ja ihre Kinder einen Gegenwert erhalten. Es geschieht ja nicht so oft, daß es von ihnen erbeten wird. Und, wenn es geschieht, dann mögen die Eltern die Gewißheit haben, daß die verheißene Darbietung nach jeder Hinsicht einwandfrei und für das Kind so oder so von Nutzen ist.

Das war vielleicht nicht immer so. In der hinter uns liegenden Zeit der Not und Erwerbslosigkeit versuchte mancher Berufene, aber auch mancher Unberufene, mancher arme Teufel, der mit sich, seiner freien Zeit und seiner hungernden Familie sonst nichts anzufangen wußte, durch Vorführungen und Darbietungen in den Schulen sein kärgliches Brot zu verdienen. Engagementslose Schauspieler und Schauspielerinnen, Kunsthandwerker, Vertreter seltener Gewerbe, stellungslose Artisten und Artistenfamilien, Menageriebesitzer, Zauberkünstler, Tierstimmenimitatoren, Bauchredner, Theatertruppen, Techniker, Weltreisende und Abenteurer sprachen fast täglich bei den Schulleitern vor und baten um die Genehmigung, rezitieren, vorführen, zeigen, aufführen, vormachen oder erzählen zu dürfen. Sie mußten im Besitze eines von der Schulaufsichtsbehörde abgestempelten Erlaubnisscheines sein, und den hatten sie zumeist. Die Schulräte oder Regierungsvertreter hatten sich bei der Ausstellung so eines Scheines, der den Vorsprechenden den Zutritt zu den Schulen gestattete, genau von dem gleichen Mitleid leiten lassen, das den Schulleiter gegen seine bessere Einsicht immer wieder bewog, ihren Bitten nachzugeben.

Super-Ikonta
Aufnahme:
W. Remmel



Ein Großwildjäger erzählt

Denn auch bei denen, die das Auftreten der Genannten finanzieren sollten, bei den Eltern der Schulkinder, war die Not zu Hause. Und sie immer wieder zu Sonderausgaben zu veranlassen, war letztlich nicht mehr zu verantworten. Ganz abgesehen davon, daß das Gebotene oft den Groschen nicht wert war, der dafür von den Kindern entrichtet werden mußte oder sollte. Nicht immer oder nur selten vermochten die Schauspieler und Schauspielerinnen, die Vortragskünstler und Geschichtenerzähler, auch die Techniker bei der Erklärung ihrer Experimente den für die Kinder passenden Ton oder Stil zu treffen, und nicht immer waren die Späße der Zauberkünstler, Bauchredner oder Clowns für die Ohren der Kinder restlos geeignet, und manchmal war die marktschreierisch verheißene Menagerie eine gar zu kümmerliche Angelegenheit, die nur aus einem halbverhungerten Aeffchen und einer Schildkröte bestand, die sich weigerte, mit ihrem Kopf und ihren Beinen aus dem schützenden Gehäuse hervorzukommen.

Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Eltern mißmutig wurden, daß sie der Schule Vorwürfe machten und den Bitten ihrer Kinder um den Groschen „für den Mann, der morgen in die Schule kommt", ein hartes Nein entgegensetzten. Und auch in Erinnerung an das Erlebte noch heute — jetzt allerdings zu Unrecht — bei diesem Nein verharren.

Denn im Laufe der letzten Jahre, die die wirtschaftliche Gesundung unseres Volkes brachten, sind die Gäste, die an die Pforten der Schulen klopfen, seltener geworden. Es hat sich die Spreu vom Weizen gesondert, und — abgesehen von wohl kaum vermeidbaren Einzelfällen — nur den wirklich Berufenen wird fortan die Genehmigung erteilt, mit ihren Darbietungen in die Schulen zu kommen. Und diese Darbietungen sind heutzutage oft aus der Ebene der bloßen Erheiterung, Unterhaltung oder Belehrung herausgehoben und höheren Zwecken dienstbar gemacht worden. Das unsterbliche Kasperletheater beispielsweise, das, einwandfrei dargeboten, noch immer die Schüler aller Jahrgänge begeistert, hat in sein Repertoire Szenen aufgenommen, in denen Programmpunkte des Vierjahresplanes, wie „Kampf dem Verderb!" und „Sammelt Altmaterial!" in ebenso lustiger wie eindringlicher Form abgehandelt werden. Und der Menageriebesitzer, der den Kindern allerhand exotische Tiere zeigt, wird heutzutage stets mit einer Reihe von Kreuzungsversuchen an Ratten oder Kaninchen aufwarten können, an denen den Kindern die Vererbungsgesetze, ebenso wie die Entartungserscheinungen durch Inzucht und dergleichen vor Augen geführt werden; Versuche, wie sie in ähnlich sinnfälliger Weise kaum eine Schule selber anstellen kann.

Damit sind wir zu dem Kernpunkt der Frage gekommen: Warum duldet oder begrüßt die Schule solche Gäste, die, wie auch die Gäste in einer Familie, doch nur Unruhe in den Tagesablauf bringen und — Geldkosten verursachen?

Die Frage ist mit den gleichen Worten zu beantworten wie die: Warum lädt die Familie Gäste ein? Sie sollen Freude ins Haus bringen, Abwechslung und — die Fremde, das Neue, das Andere, kurz: das Leben in seiner Vielgestaltigkeit, damit der Familienkreis nicht in eigenbrödlerischen Formen erstarrt. Genau den gleichen Zweck verfolgt die Schule, wenn sie solchen Gästen, wie sie schon mehrfach gekennzeichnet wurden, die Türen öffnet.

Wie nachhaltig so ein Besuch wirken kann, das wird jeder aus seiner eigenen während seiner Schulzeit gemachten Erfahrung wissen. Ich z. B. erinnere mich noch des Tages, da ein Mann in unsere abgelegene Dorfschule kam und uns das Wunder des damals gerade erfundenen Phonographen vorführte, oder da uns ein oder zwei Jahre später die drahtlose Telegraphie im Experiment gezeigt wurde. Gewiß, Phonograph und Telegraphie ohne Draht sind heutzutage keine Wunder mehr, jeder Pimpf weiß um sie und lächelt über die, die ihr Geheimnis nicht kennen. Ich aber wäre während meiner ganzen Schulzeit nie mit ihnen in Berührung gekommen, ich hätte nie ihr Wirken gesehen, geschweige denn begriffen, wenn nicht da an einem schönen Sommertage ein Mann mit einem gelblackierten Kasten erschienen wäre und Geräte von abenteuerlichen Formen auf unserem Schultisch aufgebaut hätte. Und so wie es uns in unserer Dorfschule damals erging, geht es vielen Schulen noch heute. Ihr Beschaffungsplan vermag nicht mit den technischen Errungenschaften der Gegenwart Schritt zu halten, viel weniger Schritt zu halten als der der Großstädte, und mancher Landlehrer begrüßt den „zusätzlichen Unterricht", den seine Kinder durch solche gelegentlichen Besucher empfangen, die technische Wunder vorführen.

Wir dürfen bei der Erörterung dieser Frage überhaupt nicht großstädtische Schulverhältnisse als Richtungsweiser nehmen. Das Theater der Großstadt, ihre Kinos, ihre Museen, ihre Fabriken, ihre zoologischen Gärten, ihre Aquarien und dergleichen machen in den Großstadtschulen fremde Unterrichtshilfe vielfach überflüssig. Aber auch sie werden den Glasbläser aus dem Gau unseres Vaterlandes, in dem diese Kunst beheimatet ist, freundlich begrüßen, und ihm ihre Türen öffnen, genau so wie es andere Schulen tun, die den Besuch eines guten Rezitators erhalten. Selbst der beste Lehrer vermag hier den Kindern oft nicht den Begriff wirklicher Sprachgestaltung so zu vermitteln, wie der „fremde" Sprecher, der, eben weil er ein Fremder ist, sein Auftreten allein schon zu einem Erlebnis für die Hörer machen kann und seine Darbietungen zu einer unvergeßlichen Feierstunde. Und wenn anstatt des Erdkundelehrers einmal ein Weltreisender vor die Kinder tritt und aus seinen persönlichen Erlebnissen heraus Geographieunterricht erteilt, womöglich noch durch eigene Aufnahmen unterstützt, so kann das ein Unterricht sein, der dem Ideal nahekommt.

Unsere heutige Zeit ist der Frage: Gäste in der Schule? durchaus zugetan. Wir erlebten es, daß die Männer der Polizei, der Feuerwehr, des Luftschutzes in die Klassen kamen und über ihre Gebiete zu den Kindern sprachen. Die Art und Weise, wie die Jugend auf diesen Besuch reagierte, gibt uns die Berechtigung, hier von einem glücklichen Einfall zu sprechen. Denn, abgesehen von dem praktischen Gewinn solch einer Stunde, kam hier die Wirklichkeit in die Schule, fand hier eine Berührung mit dem Leben statt und die Betonung der Verbundenheit des Staates und seiner Organe mit dem Volke.

Die Männer der Polizei, der Feuerwehr und des Luftschutzes verrichteten ihren Dienst in der Schule ehrenhalber. Mögen doch die Eltern nicht engherzig sein, wenn einmal jemand in die Schule kommt, der sich für die erlebnisfrohe Stunde, die er den Kindern bietet, bezahlen läßt. Er geht einem genau so ehrenvollen Gewerbe, einem genau so achtenswerten Berufe nach, wie jeder von uns. Voraussetzung bleibt natürlich, daß er zur Ausübung seiner Tätigkeit wirklich berufen ist. Darüber zu wachen, und die Kinder beziehungsweise deren Eltern nicht zu Objekten unmoralischer Ausbeutung werden zu lassen, ist Sache der Schulen und ihrer Aufsichtsorgane. Sie werden das Vertrauen der Eltern nicht täuschen, und an das Können, die Haltung und selbstverständlich auch an die politische Gesinnung der Gäste, denen sie in der Schule Einlaß gewähren, einen strengen Maßstab legen.

Eine Stunde Rechnen

Hilfe bei der Schularbeit

Mit Freude vernehmen auch wir Lehrer die Mitteilung unserer Schüler und Schülerinnen, daß sie die Bedingungen einer Eignungsprüfung des Berufsberatungsamtes erfüllt haben. „Es war ja gar nicht so schwer! Ich glaube, meine Rechenaufgaben sind alle richtig! Ausgerechnet habe ich sie alle!" So hören wir es in den allermeisten Fällen aus ihrem Munde. Ja, schwer ist nur, was man nicht kann. Hat man etwas gelernt in der Schule und gut aufgepaßt, dann ist alles leicht.

Erkundigt sich der Rechenlehrer nach der Art der Aufgaben aus der Eignungsprüfung, so gibt es eine lustige Rechenstunde der Wiederholung des in der Volksschule Gelernten. Von allem etwas! heißt dann der Leitspruch! Alte Bekannte begrüßen uns: Aufgaben aus Bruchrechnung, Schlußrechnung, Zeitrechnung, Durchschnittsrechnung, Prozentrechnung, Zinsrechnung, Verhältnisrechnung usw.! — In der Zeit der größten Arbeitslosigkeit, als bei einer unserer größten Industriefirmen auf 90 Lehrstellen etwa 500 Bewerber kamen, konnte die Auslese schärfer sein. Die Jetztzeit mit ihrem Mangel an Arbeitskräften und Nachwuchs läßt es nicht mehr ratsam erscheinen, Rechenaufgaben zu stellen, die so kompliziert sind, daß 1932 unbedingt 80% der Volksschüler scheitern mußten. Das Rennen machten dann eben nur wenige aus der Volksschule und ebenso wenige aus der höheren Schule. Der Schwierigkeitsgrad der Aufgaben ist also auf das vernünftige Maß zurückgeschraubt. Die Eignungsprüfungen erstrecken sich über das ganze Jahr. So mancher hat sie noch vor sich. Darum sollen auch diesmal die künftigen Maurer und Schlosser und sonstigen Berufsbeflissenen, die die Eignungsprüfung schon hinter sich haben, „verraten" wie es im Rechnen „war".

Ein paar Aufgaben aus der Bruchrechnung.

Gastwirt Schulz erhält geliefert: $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$, ein anderes Mal $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{8}$ Tonne Bier. Ein drittes Mal $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{8}$ und $\frac{1}{4}$ Tonne Bier. Wieviel Bier hat er bekommen? Ausrechnung: $\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{2} + \frac{1}{8} + \frac{1}{4}$.

Der Hauptnenner dieser ungleichnamigen Brüche heißt $/_8$ (Achtel). Wir rechnen: $\frac{4}{8} + \frac{2}{8} + \frac{4}{8} + \frac{2}{8} + \frac{1}{8} + \frac{4}{8} + \frac{1}{8} + \frac{2}{8} = \frac{20}{8} = 2\frac{4}{8} = 2\frac{1}{2}$ Tonne. Das war



Aller Anfang ist schwer

Aufnahme: Arnold

nicht schwer. Wie steht es aber damit: $\frac{1}{3} + \frac{1}{7} + \frac{5}{6} + \frac{3}{8} + 1\frac{1}{2} + 2\frac{3}{4}$? Für diese ungleichnamigen Brüche müssen wir den Hauptnenner suchen. Heißt die Aufgabe nur $\frac{1}{3} + \frac{1}{7}$, so finden wir den Hauptnenner schnell, indem wir die Einmaleinsreihe der 7 (größere Zahl von beiden Nennern!) durchlaufen bis zur kleinsten Zahl aus der Siebenerreihe, in der der Nenner 3 ohne Rest enthalten ist. Das ist 21. Der Hauptnenner heißt also $/_{21}$ (Einundzwanzigstel). Den Hauptnenner für $/_3$, $/_7$, $/_6$, $/_8$, $/_2$ und $/_4$ können wir so nicht finden.

168		1 · 7 · 1 · 1 · 1 · 1
4	(!)	3 · 7 · 6 · 8 · 2 · 4
3	(0)	3 · 7 · 6 · 2 · 2 · 1
2		1 · 7 · 2 · 2 · 2 · 1

Wir schreiben alle Nenner der Aufgabe rechts oben (!) in unsere Nennertafel und versuchen zu kürzen. Die Kürzungszahl ist das größte gemeinschaftliche Maß ohne Rest für zwei oder mehrere Zahlen. 4 kürzt die Nenner 8 und 4 auf 2 und 1. Die restlichen Nenner und die durch Kürzung gewonnenen Nenner 2 und 1 schreiben wir unter die ursprüngliche Nennerreihe (0). Den Faktor 4 (Kürzungszahl) rücken wir links heraus. Durch weitere Kürzung gewinnen wir die Faktoren 3 und 2, ebenfalls links herausgerückt. Nun läßt sich kein Nenner mehr kürzen. 7 in der letzten Nennerreihe zusammen mit den Faktoren 2, 3 und 4 bilden nun die Malnehmer untereinander. Der Hauptnenner ergibt sich nunmehr aus 7 mal 2 mal 3 mal 4 = 168. — (Der Hauptnenner aus $/_3$, $/_4$, $/_5$, $/_6$, $/_7$, $/_8$ usw. ist das Vielfache („Produkt!") aus 3 mal 4 mal 5 mal 6 mal 7 mal 8 (usw.) = 20 160. Bei dieser Nennerreihe gibt es nichts zu kürzen und zu suchen. 20 160 ist dann der Hauptnenner, und der Hauptnenner ist das kleinste gemeinschaftliche Maß, in dem alle Nenner ohne Rest enthalten sind! — Der Hauptnenner für unsere Aufgabe: $\frac{1}{3} + \frac{1}{7} + \frac{5}{6} + \frac{3}{8} + 1\frac{1}{2} + 2\frac{3}{4}$ heißt also $/_{168}$. Ein Ganzes $= \frac{168.}{168.}$ Nun verwandle ich die Brüche in $/_{168}$ und zähle zusammen.

$$\frac{1}{3} = 168 : 3 = \frac{56}{168} \qquad 56 \; +$$

$$\frac{1}{7} = 168 : 7 = \frac{24}{168} \qquad 24 \; +$$

$$\left\{ \begin{array}{l} \frac{1}{6} = 168 : 6 = \frac{28}{168} \\ \frac{5}{6} = 5 \cdot 28 = \frac{140}{168} \qquad 140 \end{array} \right.$$

$$\left\{ \begin{array}{l} \frac{1}{8} = 168 : 8 = \frac{21}{168} \qquad + \\ \frac{3}{8} = 3 \cdot 21 = \frac{63}{168} \qquad 63 \end{array} \right.$$

$$\left\{ \begin{array}{l} \frac{1}{2} = 168 : 2 = \frac{84}{168} \qquad + \\ 1^1/_2 = 3 \cdot 84 = \frac{252}{168} \qquad 252 \end{array} \right.$$

$$\left\{ \begin{array}{l} \frac{1}{4} = 168 : 4 = \frac{42}{168} \qquad + \\ 2^3/_4 = {}^{11}/_4 = 11 \cdot 42 = \frac{462}{168} \qquad \underline{\cdot\, 462} \\ \qquad\qquad {}^{997}/_{168} = \end{array} \right.$$

$$997 : 168 = 5\frac{157}{168} \text{ (Ergebnis)}$$
$$\frac{840}{157}$$

Beim Abziehen verfahren wir genau so, nur ziehen wir eben ab. —

Malnehmen! $5 \cdot \frac{3}{4} = 5 \cdot 3 = 15 = {}^{15}/_4 = 3\frac{3}{4}$

$$\left. \begin{array}{l} 8 \cdot 3^5/_7 = 8 \cdot 3 = 24 \\ \qquad 8 \cdot {}^5/_7 = {}^{40}/_7 = 5^5/_7 \end{array} \right\} \begin{array}{l} = 24 \\ \underline{+\; 5^5/_7} \\ = 29^5/_7 \end{array}$$

Bruch mal Bruch: $^2/_3 \cdot {}^3/_8 = {}^6/_{24}$, gekürzt $\frac{1}{4}$.

(Die „Regel" lautet: Zähler mal Zähler: Nenner mal Nenner!)

$$2^1/_5 \cdot 3^4/_7 = {}^{11}/_5 \cdot {}^{25}/_7 = \frac{11 \cdot 25}{5 \cdot 7} = \frac{275}{35} = 275 : 35 = 7^{30}/_{35} = \underline{\underline{7^6/_7}}$$
$$\frac{245}{30} \qquad \text{(Ergebnis)}$$

Teilen!

$\frac{6}{7} : 3 = \frac{2}{7}$ („Regel": Läßt sich der Zähler ohne Rest teilen, dann teile ich den ganzen Bruch, indem ich nur den Zähler teile!)

$\frac{12}{25} : 4 = \frac{3}{25}$

$\frac{24}{35} : 8 = \frac{3}{35}$ usw. Aber $\frac{6}{7} : 4 = \frac{6}{28}$ (gekürzt $\frac{3}{14}$)

(„Regel": Läßt sich der Zähler nicht ohne Rest teilen, dann nehme ich den Nenner mal! Also ich teile, indem ich malnehme! Merkwürdig! — Es ist hier nicht der Platz, die Bruchrechnung im Einzelnen zu erklären. Davon ein andermal. Wir setzen voraus, daß Wesen und Sinn des Bruches, seine Wert- und Formveränderung erfaßt sind. Und begnügen uns daher mit den „Regeln", die ja im praktischen Volksschulrechnen im allgemeinen noch immer eine nicht unbedeutende Rolle spielen.) —

$2^5/_8 : 3 = {}^{21}/_8 : 3 = 21 : 3 = 7 = {}^7/_8$

$2^3/_8 : 3 = {}^{19}/_8 : 3 =$ (Malnehmer mal Nenner) $3 \cdot 8 = {}^{19}/_{24}$

$\frac{1}{4}$ in 6 = $\underline{\underline{24 \text{ mal}}}$ ($1 = {}^4/_4$
$6 = {}^{24}/_4$
6 in 24!) usw.

Mit „Bruch durch Bruch" ($^2/_7 : {}^3/_{14}$) wollen wir in diesem Rahmen unser Gemüt nicht beschweren. Die bisher angeführten Aufgaben kommen bei der Eignungsprüfung irgendwie in „eingekleideten" Aufgaben aus mancherlei Sachgebieten des täglichen Lebens vor. Zum Beispiel: (Wir verknüpfen damit gleich die Schlußrechnung!)

„Aus 15 kg Wolle verfertigt man $67\frac{1}{2}$ m Zeug. Wieviel aus $120\frac{3}{4}$ kg?" —

Es wird soviel mal $67\frac{1}{2}$ m Zeug geben, als 15 kg in $120\frac{3}{4}$ kg enthalten ist!

Ausrechnung: $120\frac{3}{4} : 15 = \frac{483}{4} : 15 = \frac{483}{60}$ (4 mal 15! Warum?) $= 483 : 60 = 8\,{}^3/_{60} = 8\,{}^1/_{20}$. Rechne ich

$8^1/_{20}$ mal $67\frac{1}{2}$ m, so ist die Aufgabe gelöst: $8^1/_{20} = \frac{161}{20}$,

$67\frac{1}{2} = \frac{135}{2}$, $\frac{161}{20} \cdot \frac{135}{2} = \frac{21735}{40}$. $21735 : 40 =$

$543^{15}/_{40} = 543^3/_8$ kg (Ergebnis). —

Dezimal gerechnet sieht $8^1/_{20}$ mal $67\frac{1}{2}$ m so aus:

$^1/_{20} = 1 : 20 = 0{,}05$

100

0

$\frac{1}{2} = 1 : 2 = 0{,}5$. Also $67{,}5 \cdot 8{,}05$

10 — 3375

0 — 54000

543,375 kg

(= $543^3/_8$ kg von vorhin! Denn

$^3/_8 = 3 : 8 = 0{,}375$) —

30

60

40

0

Die Zahlen und Brüche in dieser Aufgabe waren nicht bequem. Aber das Leben stellt auch unbequeme Aufgaben! —

100 m Holz kosten 1025 RM

35¾ m „ „ ? „

Diese Aufgabe stellt gleichzeitig den „Ansatz" dar! Wir wollen den „Bruchstrich" benutzen.

$$\frac{\overset{41}{1025} \cdot 143}{\underset{16}{400}}$$

Wir sprechen:

100 m oder $^{400}/_4$ m Holz kosten 1025 RM. (1025 über den Bruchstrich als „Zähler"!) — ¼ m kostet den 400sten Teil davon. (400 unter den Bruchstrich als „Nenner"!) 35¾ m = $^{143}/_4$ m kosten dann 143 mal so viel. (143 über den Bruchstrich als „Zähler"!) — Merken wir: Mal — über den Bruchstrich! Teil — unter den Bruchstrich! — Nun kürzen wir Zähler mit Nenner (nicht Zähler mit Zähler oder Nenner mit Nenner! Drunter — Drüber kürzen sich!) Das gemeinschaftliche größte Maß zwischen 1025 und 400 ist 25 (Kürzungszahl!); 143 läßt sich nicht kürzen. Jetzt heißt es: Die Zähler untereinander und die Nenner untereinander malnehmen. Also: 143 mal 41 = 5863. Ein Nenner ist nur da. Er bleibt also unverändert. (16) Ergebnis: $\frac{5863}{16}$ RM = $5863 : 16 = 366^7/_{16}$ RM.

Oder bis auf 3 Dezimalstellen gerechnet (und auf 2 abgerundet!) ergibt:

$5863 : 16 = 366{,}437 = 366{,}44$ RM.

48

106

96

103

96

70

64

60

48

120

112

8.

Ohne Bruchstrich gerechnet sieht die Aufgabe etwa so aus:

100 m = 1025,00 RM.

1 m = 10,25 RM. (Wie teilt man durch 10, 100, 1000 usw.?)

35,75 m = $35{,}75 \cdot 10{,}25$ RM.

17875

7150

35750

366,4375 RM =

366,44 RM (abgerundet!) wie oben! — Willi Kranz



Vati füttert

Aufnahme: Heinrich Richter

Mutter ist fortgegangen . . .

„Wenn die Kinder inzwischen bloß keine Dummheiten machen, keinen Schaden anrichten oder gar selbst zu Schaden kommen!" Das ist die Sorge und die Angst jeder Mutter, die durch die Erfüllung der in ihrem Pflichtenkreis einbeschlossenen Aufgaben gezwungen wird, ihre Lieblinge allein in der Wohnung zu lassen. Nicht ohne Grund ist das ihre Sorge: die eigene Erfahrung hat sie gelehrt, wie schnell ein Unglück geschehen kann, und auf welche unmöglichen Gedanken unbeaufsichtigte Kinder kommen können und welches Unheil sie anzurichten vermögen. In den Spalten der Tageszeitungen wird nahezu täglich von solchen Fällen berichtet, und stets wird an die Schilderung solcher fast immer tragisch verlaufenden Katastrophen die Warnung geknüpft: „Mütter, laßt es nicht an der Beaufsichtigung eurer Kinder fehlen."

Das ist ein Rat, der leichter zu erteilen, als in der Praxis zu befolgen ist. Es soll dabei gar nicht von den Müttern gesprochen werden, die aus beruflichen Gründen den halben oder den ganzen Tag außer Haus sein und sich von ihren Kindern trennen müssen. Hier vertreten die zuverlässigen älteren Geschwister, hier vertritt die Großmutter oder eine Kindermuhme oder, wo vorhanden, der Kindergarten die Mutter. Es soll auch nicht von jenen, ja wohl nur selten anzutreffenden Müttern die Rede sein, die in geradezu unbegreiflicher Pflichtvergessenheit abends ihrem Vergnügen oder auch ihrer vermeintlich höheren Aufgabe nachgehen und ihre zu Bett gebrachten kleinen Kinder einem glücklichen Stern anvertrauen: *Jede* Mutter wird im Ablauf des Tagesgeschehens dann und wann vor die Notwendigkeit gestellt, für kürzere oder längere Zeit die Wohnung verlassen zu müssen, und jede Mutter kommt öfter, als ihr lieb ist, in die Verlegenheit, ihre Kinder unbeaufsichtigt sich selbst zu überlassen.

Was tut sie nun?

Schlimm, wenn sie sich diese Frage erst in dem Augenblick vorlegt, in dem sie schon das Einholenetz in der Hand hat, und es die allerhöchste Zeit für ihre notwendigen Besorgungen geworden ist. In der Kürze der ihr zur Verfügung stehenden Zeit wird sie kaum, ja sicher nicht, an alles denken, und sie kann von Glück sagen, wenn sie nach ihrer hastigen Rückkehr ihre Kinder und ihre Wohnung so wiederfindet, wie sie beide wiederzufinden *hoffte* und nicht so, wie sie es *fürchtete*, wie sie es sich bei den überstürzten und deshalb nur halb oder unvorteilhaft gemachten Besorgungen angsterfüllt ausgemalt hatte.

„Was tue ich, bevor ich meine Kinder allein lasse?" Das ist eine Frage, die zum ABC des mütterlichen Er-





1. Soldaten, das schönste Spielzeug für den Jungen

2. Er ist mehr für die Technik

3. Mutter gab ihr eine alte Zeitung: daraus schneidet sie nun Bäumchen

Aufnahmen: Scherz-Wauer

ziehungsplanes gehört, das ist eine Frage, die längst beantwortet sein muß, ehe sie gestellt wird. Zwei Ueberlegungen führen zu ihrer vernünftigen Beantwortung. Die eine trägt die Ueberschrift: Wie beseitige ich die Gefahrenquellen für das Kind und die Sache? und die andere: Wie sorge ich dafür, daß mein Liebling nicht auf dumme Gedanken kommt? Mit andern Worten: Wie beschäftige ich mein Kind?



Die Gefahrenquellen? Sie erschöpfend aufzuzählen, ist unmöglich; denn, wie schon gesagt, die Erfindungsgabe der sich selbst überlassenen Kinder grenzt an das Phantastische. Aber das alte Sprichwort von „Messer, Gabel, Schere und Licht" (= Zündhölzer!) weist den ungefähren Weg. Auch der Gashahn, die Fußbank (zum Erklimmen des Fensterbrettes!) der nicht gesicherte Fensterriegel, die nicht geschlossene oder heiße Ofentür sind Dinge, die erkennbar im Vordergrund der vorsorglichen Bemühungen um die Abwendung möglicher Gefahren stehen müssen. Ansonst ist ihre Zahl unendlich groß, und es gibt kaum einen Gegenstand im Haus, der nicht schon einem sich selbst überlassenen Kinde zum Verhängnis geworden wäre, weil es sich aus dem ihm innewohnenden Betätigungsdrang heraus mit ihm beschäftigte.



Und diesen Betätigungsdrang richtig steuern heißt wahrhaft die Gefahrenquellen beseitigen. Und damit sind wir schon bei der zweiten Ueberlegung: Wie beschäftige ich während meiner Abwesenheit mein Kind? Die Mutter, die, schon die Hand an der Türklinke, dem Kind schnell ein Spielzeug gibt, darf nicht immer erwarten, daß sich das Kind nun auch während ihrer Abwesenheit wirklich damit beschäftigt, und nicht glauben, ihre Pflicht getan zu haben. Auch zum Spielen muß das Kind erzogen werden. Erziehung aber ist keine Sache, die so mal „gelegentlich" betrieben werden kann; auch nicht die Erziehung zum Spiel. Das Spiel ist für das Kind das gleiche, was für den Erwachsenen die Arbeit ist, und erfordert gleich dieser Interesse, Hingabe, Ausdauer. Jene Eigenschaften beim und durch das Spiel zu wecken und zu fördern, heißt dem kindlichen Spiel seinen letzten und wirklichen Sinn geben. Wie das im einzelnen geschehen kann, und welche Aufgabe hierbei das sinnvolle Spielzeug hat, das wird an anderer Stelle dieses Heftes erschöpfend behandelt. Für uns genügt hier der Hinweis, daß eine Mutter, die ihr Kind spielen lehrte — das ist etwas anderes als „mit ihm spielt"! — nicht Angst auszustehen braucht, wenn sie es einmal unbeaufsichtigt in der Wohnung lassen muß. Daß an die Stelle des Spielens auch die aus ihm erwachsende zweckgerichtete Beschäftigung, also die Erfüllung kleiner Aufträge oder Aufgaben, treten kann, sei in diesem Zusammenhang, als auch für die Gesamterziehung wesentlich, besonders erwähnt. Bei einer richtigen Anleitung und Erziehung wird sich das Kind mit besonderem Eifer solchen kleinen ihm übertragenen Pflichten widmen. Durch diesen auf eine bestimmte, von der Mutter gelenkte Aufgabe, gerichteten Eifer aber kann manche Gefahrenquelle ausgeschaltet werden. Joh. Otto.







Inge hatte versprochen, aufzuräumen . . .

Unser Kind soll in die Hilfsschule

Von Albert Wiegand

Die ahnungsvollen Tage des Vorfrühlings sind für viele Eltern oft genug Tage der Unruhe und Sorge. Wird unser Kind zu Ostern versetzt? Ist nicht ein Jahr Arbeit nutzlos vertan, nicht ein wertvolles Jahr verloren? Das sind Fragen, die in den Eltern immer wieder aufsteigen. Noch größer ist die Sorge, wenn es heißt: „Unser Kind soll in die Hilfsschule." Das Wort trifft die Eltern wie ein Schicksalsschlag, der sie aufscheucht, der sie zum Rektor und zum Schulrat führt, der sie keine Ruhe mehr finden läßt bei Tag und Nacht. Ist diese übergroße Sorge, diese Angst vor der Hilfsschule berechtigt?

Was will die Hilfsschule? Der mit der Machtübernahme eingeleitete Umbruch für sämtliche Schularten ist für die Hilfsschule durch die „Allgemeine Anordnung für die Hilfsschulen in Preußen" des Herrn Unterrichtsministers vom 27. 4. 38 zu einem gewissen Abschluß gekommen. Die Stellung der Hilfsschule im Gesamtschulorganismus ist durch sie geändert. Bisher war die Hilfsschule eine Schule für Schwachsinnige, d. h. für solche Kinder, die an einem krankhaften Mangel an Begabung litten. Es hat sich nun im Laufe der Jahrzehnte herausgestellt, daß es sehr schwer, oft sogar unmöglich ist, in diesen jungen Jahren schon über ein zurückbleibendes Kind ein derartig schwerwiegendes Urteil mit Sicherheit abzugeben, und daß deshalb die Urteile sich oft in späteren Jahren als Fehldiagnosen erweisen. Die „Anordnung" vermeidet das verhängnisvolle Wort „Schwachsinn" vollständig und das mit Recht. Statt dessen liegt heute das Schwergewicht auf dem Worte „helfen". Es geht nicht mehr so sehr darum, weshalb das Kind in die Hilfsschule kommt oder gekommen ist, sondern daß ihm geholfen wird. Die Hilfsschule will und kann helfen, das ist wesentlich. Sie bietet den Kindern, die in der Volksschule nicht hinreichend gefördert werden können, eine über das in diesen Schulen übliche Maß hinausgehende Hilfe. Diese Hilfe und zusätzliche Unterstützung zeigt sich u. a. in einer geringeren Klassenstärke, in der Kürzung und Auswahl des Unterrichtsstoffes, in der bevorzugten Ausbildung der kindlichen Kräfte und Fähigkeiten, die vorhanden und der Ausbildung noch wert sind, vor allen Dingen aber in der Anwendung einer besonderen Methode, d. h. eines besonders für Schwache geeigneten Unterrichts- und Erziehungsverfahrens. Die Unterrichtsstoffe werden so dargeboten und erklärt, daß auch der geistig schwache Schüler alles versteht. Deshalb arbeitet er auch fleißig und erfolgreich mit. Diese aufsteigenden Erfolgsgefühle sind imstande, die meist vorhandenen Minderwertigkeitsgefühle allmählich zu verdrängen und so zur Charakterbildung beizutragen.

Die wichtigste Frage für die Eltern ist die: „Welche Kinder gehören in die Hilfsschule? Kommt mein Kind nicht mit Unrecht hinein?" Die „Anordnung" sagt ganz allgemein: „... Kinder, die bildungsfähig sind, dem allgemeinen Bildungsgang der Volksschule aber wegen ihrer Hemmungen in der körperlich-seelischen Gesamtentwicklung und ihrer Störungen im Erkenntnis-, Gefühls- und Willensleben unterrichtlich und erziehlich nicht zu folgen vermögen." Es sollen, so führt sie an einer andern Stelle aus, überwiesen werden, Kinder, die „bei Anlegung eines strengen Maßstabes nach zweijährigem Schulbesuch das Ziel des ersten Schuljahres nicht erreicht haben; nach dreijährigem Schulbesuch nicht das Ziel des zweiten oder nach vierjährigem Schulbesuch nicht das Ziel des dritten Schuljahres erreicht haben." Das Zurückbleiben dieser Kinder kann die verschiedensten Ursachen haben. In den meisten Fällen wird es sich um eine erhebliche geistige Schwäche handeln, die durch den Besuch der Hilfsschule nicht behoben wird und sich auch in späteren Jahren nicht verliert. Bei andern Kindern ist ein verlangsamtes geistiges Reifen bestimmend für das Zurückbleiben. Diese Kinder holen den Rückstand später wieder auf, so daß irgend welche Anzeichen geistiger Schwäche später nicht oder kaum bemerkbar werden. Auch körperliche Schwäche, Krankheiten und Gebrechen verhindern oft das Fortkommen in der Volksschule. Bei andern Kindern wiederum sind Störungen des Gemüts- und Willenslebens ein Hindernis des geregelten Fortschreitens. Derartige Kinder sind oft nicht nur unnormal träge, sondern sie beteiligen sich nicht am Unterricht, sie interessieren sich für Schulisches absolut nicht, stören dagegen den Unterricht, zanken sich beständig mit ihren Mitschülern, werden dem Lehrer gegenüber frech und wirken sich oft als eine Gefahr für die übrigen Kinder aus. Alle diese Kinder gehören heute in die Hilfsschule. — Auszuschließen vom Besuch der Hilfsschule sind dagegen die sogenannten „Nothilfsschüler". Das sind Kinder, die infolge ihrer großen geistigen Schwäche auch in der Hilfsschule nicht wesentlich gefördert werden können. Die Hilfsschule hat bisher diese Kinder vielfach aus den verschiedensten Gründen behalten. Diese Duldsamkeit ihnen gegenüber ist aber für diese Kinder selbst und für die wirklichen Hilfsschüler insofern von Nachteil gewesen, daß Außenstehende von diesen auffallend schwachen Kindern unberechtigterweise den Schluß auf alle übrigen Hilfsschüler machten und diese für ebenso schwach und bildungsunfähig hielten. Derartige Kinder werden heute aus der Hilfsschule ausgeschult und der öffentlichen Fürsorge oder privaten Betreuung überlassen.

Auch die Zeit für die Ueberweisung wird durch die „Anordnung" geregelt. Es braucht nämlich nicht in jedem Falle ein bis zwei Jahre mit der Ueberweisung gewartet zu werden. Sie soll vielmehr „möglichst frühzeitig" erfolgen, und zwar in dem Augenblick, in dem Klarheit darüber herrscht, daß das Kind in der Volksschule nicht genügend gefördert werden kann. Das wird in sehr vielen Fällen, besonders bei erbkranken Familien, gewiß schon nach einem Jahre oder noch früher möglich sein. — Schulanfänger können auf

Grund körperlicher oder geistiger Schwäche, wenn sie also noch nicht schulfähig sind, beim Vorliegen eines ärztlichen Zeugnisses für ein oder zwei Jahre vom Schulbesuch zurückgestellt werden.

Die Hilfsschule will, wie jede andere Schule auch, die Kinder für das Leben erziehen. Sie macht sie zu diesem Zwecke gemeinschafts- und arbeitsfähig. Sie hat ihre bestimmten Ziele auf unterrichtlichem Gebiete, ist sich aber klar darüber, daß sie bei der Verschiedenartigkeit der Kinder diese Ziele nicht immer erreichen kann. Aber die vorhandenen Anlagen weiß sie in jedem Falle, dank der geringen Schülerzahl und der genauen Kenntnis jedes Schülers, voll zu entfalten. So legt sie z. B. der Handausbildung stets besondere Bedeutung bei, weil alle ihre Kinder später von ihrer Hände Fleiß leben müssen. Durch die Praxis, d. h. durch beständige Gewöhnung, versucht sie, die Kinder zur Einordnung in eine Gemeinschaft, zum Anpassen an andere usw. zu bringen und sie dadurch gemeinschaftsfähig zu machen. Die bisherige Geschichte der Hilfsschule lehrt, daß ein sehr hoher Hundertsatz der Schüler durch die Tätigkeit der Hilfsschule zu brauchbaren Gliedern der Volksgemeinschaft wird, ihren Lebensunterhalt später selbst erwirbt und der Allgemeinheit nicht zur Last zu fallen braucht, wie das früher sehr häufig der Fall war.

Mit dieser Förderung und Ausbildung des Hilfsschülers ist die Bedeutung der Hilfsschule aber keineswegs erschöpft. Durch das Ausscheiden aller nicht geeigneten Kinder aus der Volksschule ist eine bessere Förderung der normal und gut Begabten dort ermöglicht. Wenn sich nämlich der Lehrer mit den Schwachen beschäftigt, dann wird seine Kraft und Zeit den andern Kindern entzogen, und das Bildungsniveau der Klasse muß sinken. Gerade heute wieder wird vielfach von weiterführenden Schulen (Handels-, Berufs-, Industrieschulen) und den verschiedensten Organisationen über den Rückgang der Leistungen der Vokschule geklagt. Eine restlose Ueberweisung aller nicht geeigneten Schüler in die Hilfsschule würde bestimmt Wandel schaffen. So unterstützt die Hilfsschule die Volksschule und steht dadurch in hohem Grade im Dienste der Volksbildung. — Ein dritter Vorteil der Hilfsschule liegt auf dem Gebiete der Volksgesundheit. Durch das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses vom 14. 7. 33" sollen Menschen, die an gewissen schweren Erbkankheiten leiden, unfruchtbar gemacht werden. Diese Krankheiten, die nicht nur im Interesse des einzelnen, sondern vor allem des Volksganzen im Erbstrom nicht mehr mitgeschleppt werden sollen, müssen dem Volke allmählich zum Verhängnis werden. Es ist nicht zu bezweifeln, daß unter den Hilfsschulkindern viele Erbkranke sich befinden. Durch die Sammlung dieser Kinder in der Hilfsschule wird dem Gesetzgeber seine Arbeit und damit die Erreichung seines Zieles sehr erleichtert. Dieser Gedanke an Unfruchtbarmachung mag manche Eltern beunruhigen; aber Gemeinnutz muß auch hier vor Eigennutz gehen, und die Kranken selbst und ihre Eltern müssen, falls notwendig, das Opfer bringen. Auch dabei gibt es einen Trost für sie. Man denke nur an die Fluten von Tränen, die vergossen werden, wenn die Krankheit selbst, und zwar oft in wesentlich schwererer Form, in den Nachkommen wieder erscheint, oder an das Elend, daß sich hinter den Mauern der Irrenanstalten, aber auch der Gefängnisse und Zuchthäuser verbirgt! Die segensreichen Wirkungen des Gesetzes können nicht übersehen werden.

Bei Erwägung aller dieser Tatsachen sollte man meinen, daß die Hilfsschule von den Eltern der betr. Kinder freudig anerkannt und bejaht würde. Das wird sie in der Tat von vielen Eltern, aber erst dann, wenn die Kinder die Schule schon eine Zeitlang besucht haben und die wohltätigen Folgen sich zeigen. Im übrigen besteht starker Widerspruch ihr gegenüber. Dieser Widerstand vieler Eltern läßt sich allerdings erklären. Immer noch wollen die Schimpfereien der andern Kinder — wie Brettergymnasium, Dowenschule, dumme Liese usw. — nicht abreißen. Das verbittert Eltern und Kinder auf gleiche Weise und läßt die Hilfsschule für viele Eltern zum Schreckgespenst werden. Hier ist Abhilfe durch Vermittlung der Volksschule möglich und dringend zu wünschen. Zum Leid der Eltern braucht nicht noch der Spott und Hohn hinzuzukommen! — Andere Eltern drückt die Sorge, die Kinder würden in der Hilfsschule zu wenig lernen. Gewiß, wir haben unsere Ziele herabgesetzt; aber das geschieht doch nur, weil die Kinder zu schwach sind. Vergleicht, Eltern, eure Kinder in der Hilfsschule nicht mit gleichaltrigen aus der Volksschule, sondern mit solchen, die wesentlich jünger sind! — Wieder andere Eltern haben Bedenken wegen der Unterbringung der Kinder in einem Beruf. Darüber braucht heute wohl nichts mehr gesagt zu werden. Wer arbeiten will und kann, findet seine Arbeit. Allerdings können Hilfsschüler aus naheliegenden Gründen nicht immer gerade den Beruf ergreifen, den die Eltern vorgesehen haben. — Und dann das Greuelmärchen von der Unfruchtbarmachung aller Hilfsschüler! Nein, nein, unfruchtbar gemacht wird nur, wer wirklich an einer der vorgesehenen Krankheiten leidet, und auch nur dann, wenn diese Krankheit ererbt ist. Mit dem Besuch der Hilfsschule an sich hat das nichts zu tun. Auch der ehemalige Volksschüler wird unter diesen Umständen genau so sicher unfruchtbar gemacht. — Ein letzter Einwand muß sehr ernst genommen werden. „Ist denn unser Kind so schwach, daß es unbedingt in die Hilfsschule muß? Liegt hier nicht ein Irrtum vor? Fritzchen kann doch zu Hause so schön helfen, und er liest doch auch schon etwas." Volks- und Hilfsschule sind ernstlich bestrebt, jedem Schüler gerecht zu werden. Der Klassenlehrer des Kindes gibt zuerst ein ausführliches Urteil über den Schüler ab, die Hilfsschule prüft und beobachtet ihn gewissenhaft, der Arzt untersucht ihn, dann fällt der Schulrat auf Grund aller dieser Unterlagen das Urteil. Bei einem derartig sorgfältigen Vorgehen kann nach menschlichem Ermessen ein Irrtum kaum unterlaufen. Sollte sich allerdings ein Kind in der Hilfsschule auffällig bessern, dann steht einer Ueberweisung nichts im Wege, und sie wird bestimmt erfolgen. Das möge den Eltern zur Beruhigung dienen!

Trotz aller Aufklärung über die Hilfsschule herrscht vielfach noch eine befremdende Unkenntnis über sie. Diese Zeilen wollen besorgte Eltern beruhigen, sie wollen darüber hinaus aber weitere Kreise aufklären und sie bitten, im Sinne dieser Ausführungen zu wirken, d. h. zu helfen, Hemmungen zu beseitigen!

Bastelstunde der „Reichs-Elternwarte“

Entfesseln Sie einmal ein Gespräch mit Ihrem Jungen über die geheimnisvolle Anziehungskraft der Erde — der Schwerkraft — indem Sie etwa unvermittelt fragen: „Wie kommt es, daß das Buch hier auf dem Tische liegen bleibt, weder im Raume schwebt, noch nach oben an die Decke fliegt?“ Und wenn Ihr Kind ein wenig phantasiebegabt ist, fragen Sie es: „Wie wäre es auf diesem Erdball, wenn auf einmal die Schwerkraft nicht mehr wirkte?“ Gerade diese etwas spaßige Frage läßt die Selbstverständlichkeit erkennen, mit der wir in unserm gesamten Dasein mit dem Vorhandensein der Schwerkraft rechnen, ja, daß unser ganzes Leben gewissermaßen nach dieser Anziehungskraft der Erde eingerichtet ist. Es lohnt sich also, einmal auch mit seinem Jungen, sofern er überhaupt solchen Dingen zugänglich ist, darüber zu sprechen.

Man wird im Laufe eines solchen Gespräches feststellen, daß es kaum Erscheinungen in Natur und Leben gibt, die nicht irgendwie von dieser Kraft abhängen. An keinem andern Element aber läßt sich das besser und leichter erkennen, als am flüssigen Element, am Wasser. Wir hätten in der Tat eine ganz andere Vorstellung von der Welt, wenn z. B. der See da draußen nicht in ruhigem Zustand einen ebenen Wasserspiegel bildete. Ein solches Gespräch wird weiter zu der Feststellung führen, daß der Mensch von Anbeginn an die Kräfte der Natur ausgenutzt hat, besonders aber die, die mit der Schwerkraft und dem Wasser zusammenhängen.

Damit nun ein solches Gespräch nicht nur an der theoretischen Erörterung hängen bleibt, seien im Folgenden einige Vorschläge gemacht, wie man mit wenigen Mitteln einige Apparate herstellen kann, die die Wirkung der Schwerkraft auf flüssige Körper unschwer nachweisen lassen. Nebenbei wird bei dem Bau der Apparate noch allerlei zu lernen sein, das man auch im praktischen Leben gut gebrauchen kann.

Da ist zuerst die Behandlung des besonderen Materials für diese Versuche — des Glases. Das Basteln mit den Glasröhren will gelernt sein. Es ist bei einiger Vorsicht ganz ungefährlich, übt aber die Hand ungemein. Außerdem stellt sich schnell die Erkenntnis ein, daß ein besonderes Material auch einer besonderen Behandlung bedarf.

Weiterhin wird der Junge, der dann die selbstgebastelten Apparate auch wirklich gebraucht, sehen, daß sie dazu dienen, unsere Sinne gewissermaßen zu ergänzen und unser Bild von dieser Erde intensiver zu gestalten. Mit der Wasserwaage etwa läßt sich jederzeit an allen Orten die Waagerechte feststellen, was mit bloßen Sinnen noch lange nicht möglich wäre. Die Senkwaage dient dazu, die Dichtigkeit der Flüssigkeiten festzustellen, was auch nicht so ohne weiteres gemacht werden kann. An der Kanalwaage kann der Junge lernen, wie der Geometer arbeitet, er kann mit Leichtigkeit die Höhenunterschiede, das Gefälle feststellen. Das geht nur mit genauester Beobachtung, und dazu wird der Junge durch seinen selbstgebauten Apparat ganz von selbst erzogen. Er fängt auch selbständig an zu rechnen, sonst ist ihm der Apparat ja wertlos.

Und dann gilt noch für die Behandlung aller dieser Gegenstände, daß sie sehr behutsam behandelt und gepflegt werden müssen! Gerade das ist ein wertvoller Beitrag zur Erziehung des Jungen, der bald einsehen wird, daß er ohne Sorgfalt nur vergeblich arbeitet. Natürlich hängt das alles vom Alter und von der Veranlagung des Kindes ab. Wenn aber der Junge ein „Bastelfritze“ ist, dann unterstütze der Vater möglichst durch konkrete Vorschläge diesen Betätigungstrieb seines Sohnes! Ihm dabei zu helfen und zu beraten, dienen diese Zeilen und Beispiele.

Das Ausziehen und Biegen von Glasröhren.

Damit wir die Apparate, die wir uns herstellen wollen, auch kunstgerecht anfertigen können, müssen wir das Abschneiden, das Ausziehen und das Biegen von Glasröhren erlernen.

Wir erstehen uns für wenig Geld beim Glashändler ein halbes Kilogramm Glasröhrchen. Und zwar lassen wir uns sogenannte Biegeröhren geben, denn diese sind leichter zu verarbeiten als gewöhnliches Glas.

Um eine Röhre in der richtigen Länge abschneiden zu können, bedienen wir uns einer kleinen dreikantigen Feile. Die Kante, mit der wir schneiden wollen, benetzen wir mit etwas Wasser. Wir legen dann die Röhre auf den Tisch, halten sie an der gewünschten Stelle mit zwei Fingern der linken Hand fest und machen dicht dabei mit der Feile einen kurzen und recht scharfen Schnitt. Dann fassen wir die Röhre mit Daumen und Zeigefinger beider Hände recht nahe bei dem Schnitt und versuchen, sie auseinanderzubrechen. Es ist ein bestimmter Ruck dazu erforderlich. Bei einiger Uebung wird es uns gut gelingen.

Nun gebrauchen wir auch eine Spiritusflamme, und zwar von einer Lampe, wie sie uns die Abbildung zeigt. Diese können wir uns aus einer gereinigten Schuhwichsedose, in deren Deckel wir ein Loch geschlagen und einen Docht hindurchgezogen haben, selbst herstellen. Der Docht kann auch durch zusammengedrehte weiße Wollfäden ersetzt werden.

Größte Vorsicht beim Einfüllen des Spiritus!

Nie nachfüllen, wenn die Flamme brennt oder der Docht noch glimmt!

Wollen wir nun eine Röhre biegen, dann fassen wir sie mit den beiden Händen — wie es die Abbildung zeigt — halten sie in die Flamme und drehen fortwährend langsam rund. Bald merken wir, daß die Wandungen der Glasröhre weich werden. Nun lassen wir die Röhre mit der einen Hand los. Sie biegt sich durch ihr eigenes Gewicht. Sollte sie sehr kurz sein, dann helfen wir mit der einen Hand nach. Aber niemals dürfen wir Gewalt anwenden, denn sonst bricht sie, und die Splitter verletzen uns.

Soll ein Röhrchen zu einer Spitze ausgezogen werden, dann müssen wir es an der geplanten Stelle unter fortwährender Drehung erhitzen und gleichzeitig langsam auseinanderziehen. So erhalten wir zwei Röhrchen, die beide zugespitzt sind.

Es gehört zu diesen Arbeiten mit Glas eine gewisse Geschicklichkeit. Stets müssen wir aufpassen, daß wir uns nicht die Finger verbrennen, und daß wir die Röhren nur an den Stellen erhitzen, an der es notwendig ist. Viel Geduld führt auch hier zum Ziele!

Die Wirkung der Schwerkraft auf die flüssigen Körper.

Wir wollen jetzt einmal die Erscheinungen an flüssigen Körpern beobachten, die durch die Schwerkraft verursacht werden. Die Schwerkraft ist die Anziehungskraft der Erde. Natürlich wirkt bei den nachfolgenden Versuchen nicht allein die Schwerkraft, sondern auch die Kräfte, die den Körper selbst innewohnen, bezw. solche, die durch die Bewegung erzeugt werden.

1. Zuerst untersuchen wir den Seitendruck und die Rückwirkung des ausströmenden Wassers. An Material brau-

Werken und Bauen

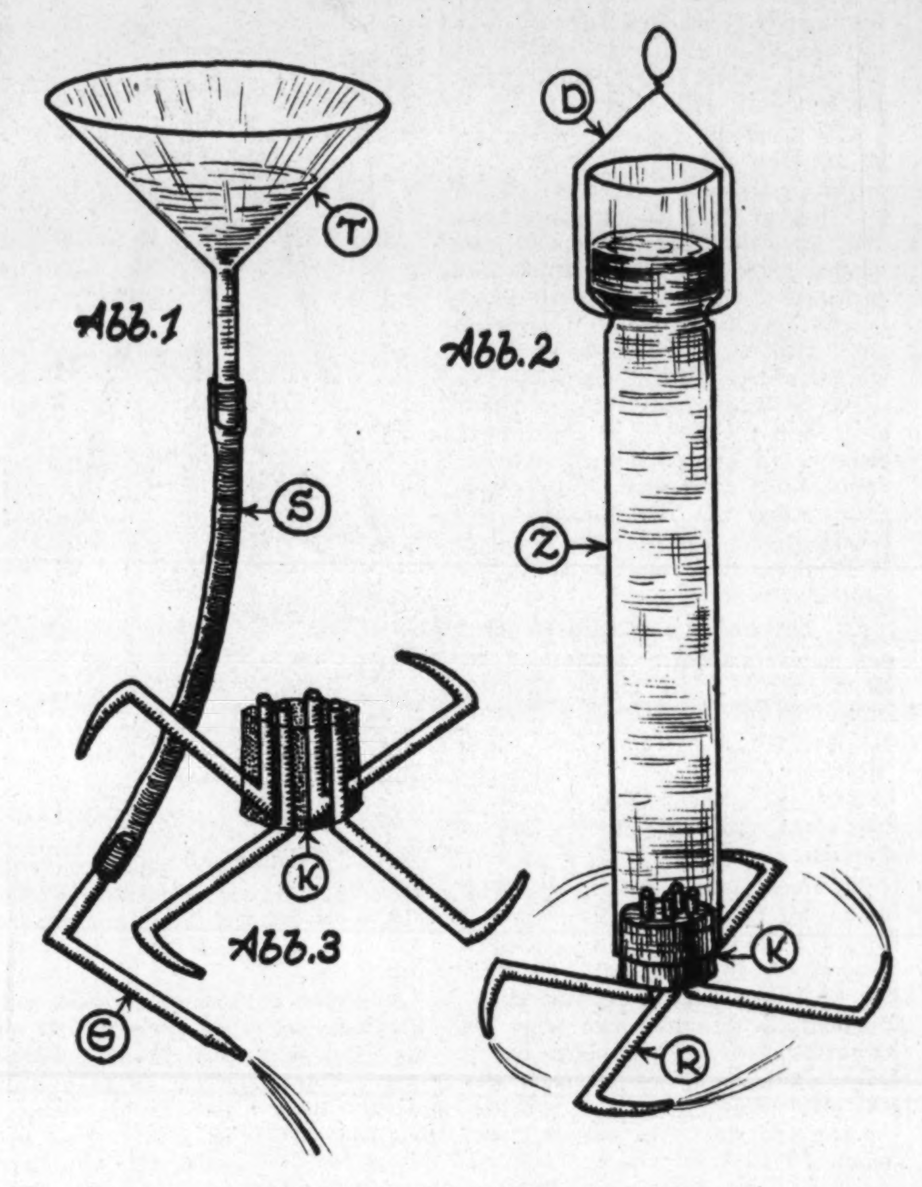


Abb. 1: Der Seitendruck des Wassers. T = Trichter, S = Schlauch, G = Glasrohr.
Abb. 2: Das Segnersche Wasserrad. D = Draht, Z = Zylinder, K = Korken, R = Röhrchen.
Abb. 3: So werden die Röhrchen durch den Korken gesteckt.

chen wir zu unserm Versuch einen Trichter, einen passenden Schlauch und ein Glasröhrchen. Ueber der Spiritusflamme biegen wir das Glasröhrchen rechtwinklig um und ziehen das eine Ende zu einer Spitze aus. Wir verbinden nun Trichter und Röhrchen mit dem Schlauch (siehe Abb. 1) und gießen Wasser in den Trichter.

Während der Schlauch vorher frei herabhing, wird er nun beim Auslaufen des Wassers zur Seite gedrückt. Wie kommt das?

Antwort: Die Flüssigkeit übt durch ihr Gewicht (Schwerkraft!) auf die Wände von Trichter, Schlauch und Röhrchen einen Druck aus. Wenn das Wasser aber an der einen Seite ausströmen kann, wird der Druck an dieser Stelle aufgehoben. Der Druck an der gegenüberliegenden Seite des Röhrchens aber wirkt weiter. Dadurch wird die Röhre und mit ihr der Schlauch zur Seite gedrückt. Das ist die Rückwirkung der ausströmenden Flüssigkeit.

2. Nun bauen wir ein Segnersches Wasserrad, das die soeben gewonnene Erkenntnis auswertet. Wir brauchen dazu einen alten Lampenzylinder, etwas Draht, vier Glasröhrchen und einen Korken, der auf die Oeffnung des Zylinders paßt.

Der Zylinder soll zunächst eine Aufhängevorrichtung bekommen. Zu diesem Zwecke drehen wir ihn um und wickeln um die Einbuchtungsrille zwei Drähte je halb um den Umfang des Zylinders, drehen sie gegenseitig fest und richten die Enden senkrecht auf. Nun können wir sie oben zusammenbiegen und eine Oese machen. Der Zylinder muß jetzt senkrecht nach unten hängen und sich sehr leicht drehen lassen. Wir richten dann den Korken mit den Glasröhrchen zu. Diese biegen wir über der Spiritusflamme rechtwinklig um und drehen dann die Spitzen nach der Seite. Natürlich müssen wir die Spitzen vorher ausziehen. In den Korken bohren wir dann vier Löcher in gleichem Abstande voneinander, in die wir die Röhrchen so einsetzen und die Spitzen so richten, daß sie alle nach einer Richtung zeigen. (Siehe Abb. 3.) Nun brauchen wir nur den Korken auf den Zylinder zu stecken, und das Segnersche Wasserrad — nach seinem Erfinder so genannt — ist fertig.

Wir können es jetzt aufhängen, indem wir an die obere Oese einen Faden knüpfen und ihn irgendwo so befestigen, daß sich das Wasserrad gut drehen kann. Wir füllen es mit Wasser, stellen einen Behälter unter den Apparat, und lustig dreht sich das Rad, bis das Wasser ausgelaufen ist. Und die Ursache?

Antwort: Wer die Erklärung des ersten Versuches richtig gelesen hat, wird auch die Drehungsursache des Segnerschen Wasserrades ergründen können! (Siehe Abb. 2.)

3. Jetzt stellen wir eine einfache Wasserwaage her. Wir brauchen dazu einige Brettchen, ein Glasröhrchen und einen kleinen Korken. Das Glasrohr schmelzen wir an der einen Seite zu und biegen es in der Mitte ganz leicht. Wir füllen es nun mit roter Tinte oder mit Wasserfarbe. Beim Füllen müssen wir nur darauf achten, daß eine kleine Luftblase bleibt. Mit einem kleinen Korken schließen wir die Röhre ab. Wir basteln dann einen Ständer; er besteht aus einem Grundbrettchen und aus zwei Seitenbrettchen. In diese Seitenbrettchen bohren wir je ein Loch, um das Röhrchen hindurchstecken zu können. Nachdem das geschehen ist, kleben wir auf die höchste Stelle des Röhrchens einen schmalen Streifen aus Papier. Zur Kontrolle stellen wir unsere Wasserwaage auf eine waagerechte Fläche, dann muß die Mitte der Luftblase genau unter der Papiermarke liegen. Wir können nun mit unserm Apparat nachprüfen, ob eine Fläche waagerecht liegt oder nicht. Außerdem können wir daraus ersehen, daß die in Wasser eingeschlossene Luft immer die höchste Stelle einnimmt. (Siehe auch Abb. 6.)

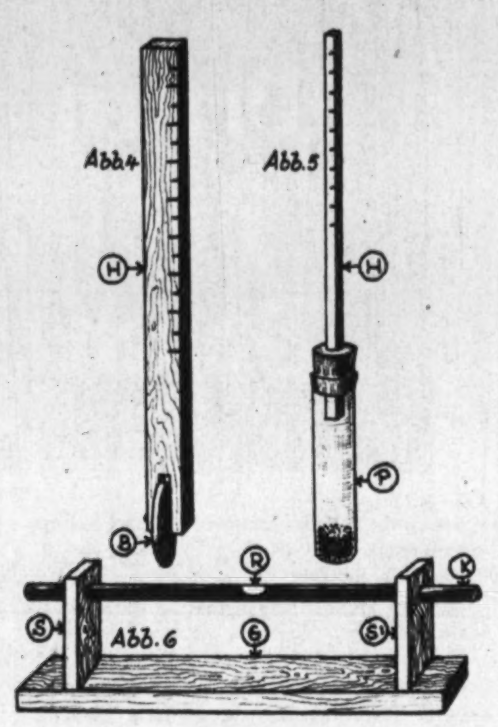


Abb. 4: Senkwaage I

H = Holzleiste
B = Münze

Abb. 5: Senkwaage II

H = Holzleiste
P = Probiergläschen

Abb. 6: Wasserwaage

G = Grundbrett
S = Seitenbrett
R = Röhrchen

4. Wir wollen nun eine Senkwaage, die mit dem fremden Namen auch Aräometer genannt wird, herstellen. An Material gebrauchen wir Holzstäbe, eine Münze, ein Probierglas, Korken und Schrotkügelchen. Zuerst bauen wir einen ganz einfachen Apparat. Wir sägen einen etwa 12 Zentimeter langen Stab zurecht und befestigen daran durch Einklemmen ein Einpfennigstück. Wenn wir nun den Stab ins Wasser tauchen, schwimmt er schön senkrecht in dem Wasser und taucht etwa bis zur Hälfte ein. Sollte der Stab umfallen, dann müssen wir das Einpfennigstück durch ein Zweipfennigstück ersetzen. (Siehe Abb. 4.)

Eine andere Art von Senkwaage stellen wir nun her. In ein Probiergläschen füllen wir einige Schrotkörner und schließen es mit einem Korken, in den wir ein Holzstäbchen eingelassen haben. Auch bei diesem Aräometer müssen wir die richtige Schwimmlage suchen, indem wir mehr oder weniger Schrotkörner in das Probierglas einfüllen. (Siehe Abb. 5.)

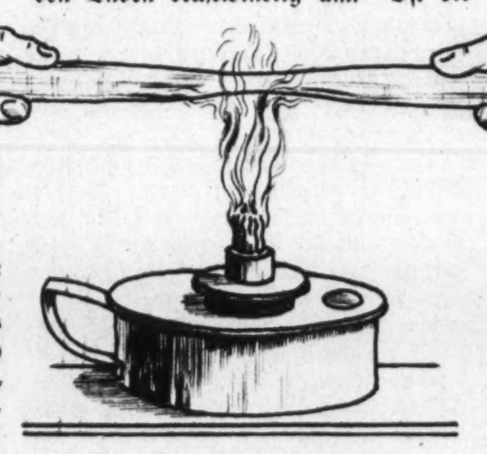
Nun haben wir zwei Senkwaagen, sie sollen praktisch ausgenutzt werden. Das machen wir so:

Wir füllen in ein hohes schmales Gefäß reine Milch und lassen die Senkwaage darin schwimmen. Sie taucht bis zu einer bestimmten Tiefe ein. Wir machen mit Bleistift einen Strich auf den Stab. Diese Marke soll der tiefste Punkt unserer Skala werden.

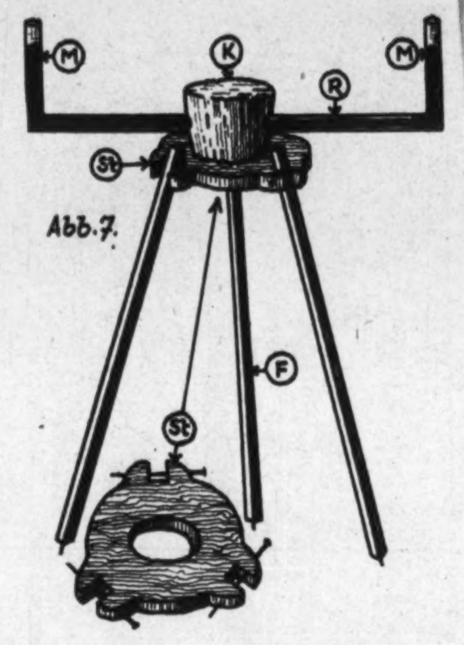
Nun nehmen wir ein Zehntel der Milchmenge (abwiegen — besser: abmessen) heraus und füllen dafür Wasser ein. Jetzt ist die Milch nur 90prozentig. Der Stab sinkt tiefer ein. Wieder machen wir einen Strich und schreiben 90 daneben. In gleicher Weise stellen wir die Striche für 80 — 10 Prozent fest. Mit dieser Milchwaage können wir jederzeit die Milch nachprüfen, die wir vom Milchhändler erhalten. Sinkt die Waage z. B. bis zu 70 Prozent ein, dann ist sie um 30 Prozent weniger dicht als bei 100 Prozent. Die Schwerkraft kann die Senkwaage tiefer herabziehen, denn sie findet weniger Widerstand, als wenn die Milch ihre volle Dichte hätte.

5. Ein auch im praktischen Leben gut zu gebrauchender Apparat ist die Kanalwaage, mit der wir die Neigung von schiefliegenden Flächen, z. B. von Wiesen, Wegen, Straßen und dergl. feststellen können. An Material gebrauchen wir schmale Holzleisten, Brettchen, einen recht dicken Korken und ein Glasrohr.

Die schwierigste Arbeit ist der Träger für die Wasserwaage. Wir zeichnen ihn nach Abb. 7 auf das Brettchen (Sperrholz) auf und sägen ihn aus. Die Abbildung zeigt die genaue Form. Vorsichtig bohren wir auch schon die Löcher ein, die die Stativleisten halten sollen. Aus den Holzleisten sägen wir drei gleichgroße Stativhölzer zurecht. In das eine Ende, das wir anspitzen, schlagen wir Nägel ein, deren Köpfe abgekniffen sind. Das andere Ende erhält ein Loch, das für die Nägel des Trägers bestimmt ist. Wir müssen nun den großen Korken zurechtschneiden. Er soll genau in das runde Loch des Trägers passen. Außerdem bohren wir quer hindurch ein Loch, durch das wir das Glasrohr stecken. Ueber der Spiritusflamme biegen wir das Rohr an beiden Enden rechtwinklig um. Ist die



Das Ausziehen der Glasröhre über der Spiritusflamme



Abt. 7: Kanalwaage

R = Röhrchen
K = Korken
St = Ständerbrettchen
F = Stativfuß

ganze Kanalwaage zusammengesetzt, dann gießen wir gefärbtes Wasser hinein, damit wir gut sehen können, wie hoch das Wasser in den Röhren steht.

Außerdem gebrauchen wir noch zwei Meßstäbe. Sie sind etwas breiter als die Stativfüße und genau 1 Meter lang. Wir teilen die Stäbe in zehn gleiche Teile. Abwechselnd streichen wir dann die Stäbe rot und weiß und malen mit dem Pinsel auch die Zahlen von 10 bis 90 auf. Wenn die Stäbe trocken sind, kann das Messen beginnen.

Wir tragen die Apparate auf eine Wiese mit Gefälle. Ein Freund stellt einen der beiden Maßstäbe auf. Ein anderer Freund stellt sich drei Meter davon entfernt mit dem andern Maßstab auf. Wir stellen die Kanalwaage dazwischen und sehen zuerst nach der einen Seite über beide Wasserspiegel in den Röhrchen hinweg. Wir lesen z. B. 60 Zentimeter. Dann schauen wir nach dem andern Stab. Wir lesen: 10 Zentimeter. Also beträgt der Unterschied: 50 Zentimeter. Die Stäbe stehen 300 Zentimeter auseinander. Also hat die Wiese ein Gefälle von 50 : 300 oder von 1 : 6. So können wir mit der Kanalwaage genau die Höhenunterschiede feststellen. In verbundenen Röhren steht die Flüssigkeit immer gleich hoch, daher haben wir in den beiden Wasserspiegeln der Röhrchen stets eine waagerecht liegende Ebene, die uns zum Vergleiche dienen kann.

Heinz Raasch

Er kann nicht mit Geld umgehen!

Der kleine Mann, von dem dies behauptet wird, heißt Kurt und ist bereits zehn Jahre alt. Er vermag die Mark schon von den Pfennigen zu unterscheiden und rechnet in der Schule schon allerlei Aufgaben vom Einkaufen und Verkaufen.

Kürzlich traf ich seine Mutter in einer Schreibwarenhandlung, wo sie Hefte und Federn für ihn kaufte. Man sage nicht etwa, das sei eine Kleinigkeit und nicht der Erwähnung wert. Die Mutter hatte schon allerlei Mühe, die richtigen Federn und die Hefte mit den richtigen Lineaturen zu finden. Sie hat ja früher mit ganz anderen Federn in ganz andere Hefte geschrieben. Als ich ihr bei der Auswahl der Hefte behilflich war, fragte ich, warum denn Kurt diese kleinen Einkäufe nicht selbst besorge, er wisse doch besser als seine Mutter mit den Dingen Bescheid, die er in der Schule brauche. „Wo denken Sie hin! Kurt weiß noch nicht mit Geld umzugehen. Wenn er welches in den Händen hätte, dann würde es sicher vernascht. Nein, wenn er erst verständig ist, bekommt er noch früh genug Geld in die Finger. Aber ich muß gehen, Kurt braucht noch . . ." Das war die Antwort, und damit huscht sie eiligst hinaus, um für Kurt noch weiter einzukaufen.

Wäre die Mutter ein bißchen egoistischer und brächte sie ihrem Jungen ein bißchen mehr Zutrauen entgegen, dann käme sie sicher von selbst auf den Gedanken, ihm monatlich oder wöchentlich ein Taschengeld auszusetzen, mit dem er seine kleinen Ausgaben bestreiten kann. Sie wäre dann der Aufgabe enthoben, Bücher- und Hefteinkäufe zu erledigen, und wäre eine kleine Sorge los. Es läßt sich ja leicht ausrechnen, wieviel Geld Kurt monatlich für seine Schulsachen braucht, und die Summe, die ihm ausgehändigt wird, soll diesen Betrag ruhig um eine Kleinigkeit übersteigen; denn von heute auf morgen lernt kein Junge mit seinem Taschengeld richtig haushalten. Trotzdem soll er nicht erst mit dem Geld Bekanntschaft machen, wenn er nach Ansicht der Mutter „verständig" geworden ist (im übrigen: wann wird man das eigentlich?). Er soll möglichst frühzeitig selbständig werden und sich über sein Tun und Lassen Rechenschaft ablegen und erfahren, wo er richtig und wo er falsch gehandelt hat, wenn es auch nur in bezug auf seine kleine Taschengeldkasse geschieht.

Nun soll Kurt nicht nur lernen, wie er bei der Selbstverwaltung seines Geldes zu verfahren hat; er soll auch versuchen zu sparen. Da wir ihm gestatten wollen, sich vom eingesparten Geld kleine Wünsche zu erfüllen, wird er seine Ausgaben einschränken, um sich schließlich den gewünschten Gegenstand kaufen zu können. Das ist auch eine Art des Sparens, wenn auch die zusammengesparte Summe schon in absehbarer Zeit wieder ausgegeben wird. Die Dinge, die er kauft, werden natürlich zu Anfang nicht nach unserem Geschmack sein. Vielleicht ersteht er eines Tages ein sehr vornehm aussehendes Taschenmesser, das nur den einen großen Nachteil hat, daß seine Klinge trotz aller Bemühungen nicht zu schärfen geht. Wir brauchen deshalb nicht gleich zu schimpfen; auch wir haben in bezug auf Güte der Waren erst allerlei schlechte Erfahrungen machen müssen, und daß er mit dem neuen Messer trotz der stumpfen Klinge ein bißchen „angibt", wollen wir ihm nicht nachtragen; es gibt nun einmal gewisse Dinge, die man als Junge besessen haben muß, um ihre Zwecklosigkeit einzusehen.

Noch eins! Wie ist es eigentlich mit den kleinen Geschenken, die unser Kurt für Vater oder Mutter zum Geburtstag oder zu Weihnachten kauft? Soll Vater von ihm einen neuen Selbstbinder erhalten, so muß Mutter gewöhnlich ihre Wirtschaftskasse erleichtern, um das Geschenk zu ermöglichen, und ist Mutter an der Reihe, beschenkt zu werden, so wird ein Angriff auf Vaters Geldbörse unvermeidlich sein. Kurt ist also nie der Schenkende, sondern immer Vater oder Mutter. Wenn der Kleine dies auch nicht gerade als einen würdelosen Zustand ansieht, so

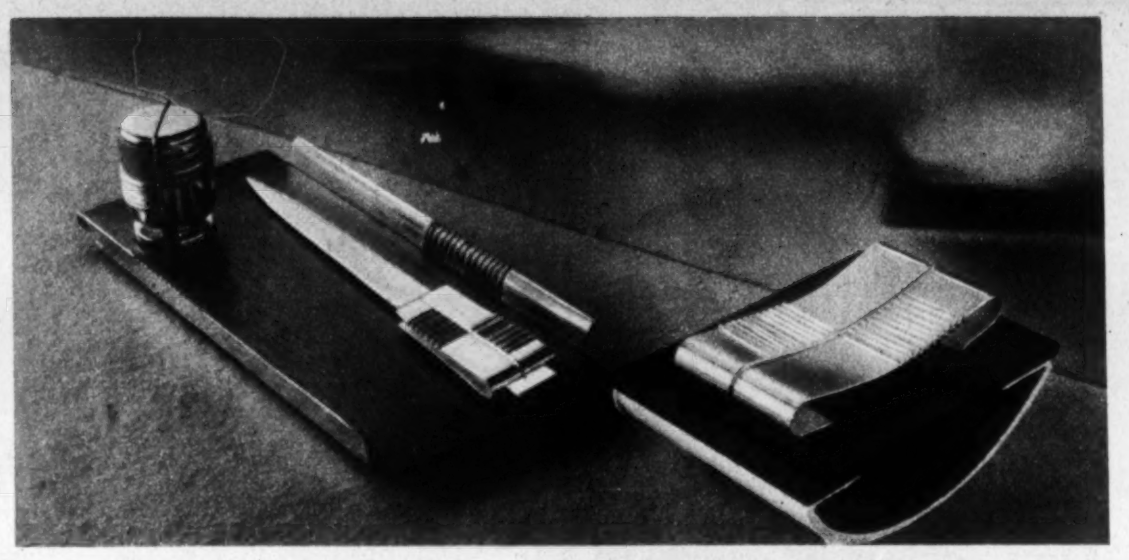


Aufn.: Archiv der „Reichs-Elternwarte"

wird er doch bestimmt stolz sein, wenn es ihm gelingt, von einem ausgesetzten Taschengeld die Summe sparen zu können, die er für seine Geschenke anlegen will. Ermöglichen wir ihm das, so helfen wir ihm gleichzeitig, einen weiteren Schritt zur Selbständigkeit zu gehen.

Geld will nicht nur als „schnöder Mammon" betrachtet werden, der nicht in die Hände von Kindern gehört, sondern zu den Privatsorgen der Erwachsenen. Geld ist ein notwendiges Zahlungsmittel, mit dem jeder umgehen lernen muß, je früher desto besser. Und da Kurt bei einiger Uebung und nach einigen schlechten Erfahrungen sein Geld richtig verwenden wird, kann es auch später kaum geschehen, daß man ihm nachsagt: „Er hat nicht gelernt zu wirtschaften". Das wäre mit das Schlimmste, was einem Hausvater passieren kann.

Bastine



1) Schreibzeug,
Ebenholz und Silber

★

2) Halsschmuck
unter Verwendung von Email (Tiefreflex – Feueremail) als Werkstoff

★

3) Gedrechselte Schale aus deutschem Ahorn und Becher aus Birke

Kitsch oder Kunst

Mit Abbildungen von Arbeiten der Kunsthandwerkerschule der Stadt Leipzig / Von W. Wallowitz

Es brauchten nur die jüdische „Kunstführung" und die mit ihr verbundene Propagierung artfremder Kunst in Deutschland beseitigt zu werden, um eindeutig darzutun, daß das Volk in seiner Gesamtheit alle Unklarheiten und alles Wesensfremde auf dem Gebiet der Kunst entschieden ablehnte. Das deutsche Volk stand und steht seiner „großen Kunst" —, den bildenden Künsten (Architektur, Bildhauerei, Malerei) — völlig „geschmackssicher" gegenüber. Kunst muß klar sein, und wenn ein Kunstwerk erst einer Erklärung bedarf, dann gehört es nicht zur Kunst — mit solchen Worten hat der Führer dem deutschen Kunstempfinden Ausdruck verliehen.

Kunstverstehen und Kunsterleben kann nur durch Kunstbetrachtung gewonnen und erhalten werden. Unsere Jugend sollte daher rechtzeitig und häufig vom Elternhaus her auf die erhabenen und schönen Schöpfungen der Kunst aus Vergangenheit und Gegenwart hingewiesen werden. Museumsbesuche, Besuche von Ausstellungen und Bildergalerien, das



bewußte Anschauen von Bauten und — wo dies nicht möglich ist — die Betrachtung und Erläuterung von Abbildungen sollen unseren Kindern schon in jungen Jahren einen Maßstab geben.

Weitaus weniger scharf erscheint uns der Trennungsstrich zwischen Kunst und Kitsch auf dem Gebiet des Kunsthandwerks. Möbel, Hausrat und Schmuck unterliegen aber letzten Endes genau so künstlerischen Gesetzen, wie die bildende Kunst selbst. Jeder Gebrauchsgegenstand der uns umgibt, soll zweckmäßig und schön sein. Bei Werkzeugen wird aber z. B. die zweckmäßigste Form auch stets die schönste sein. Ein Hammer wird nicht dadurch verschönert, daß sein Stiel eine dorische Säule darstellt und sein Kopf durch gußeiserne Schnörkel verziert ist. Jeder reine Gebrauchsgegenstand soll einfach, schlicht zweckmäßig sein.

Schmuckgegenstände sollen werkstoffecht sein. Eine keramische Vase, bei der die Glasur durch Anstrich



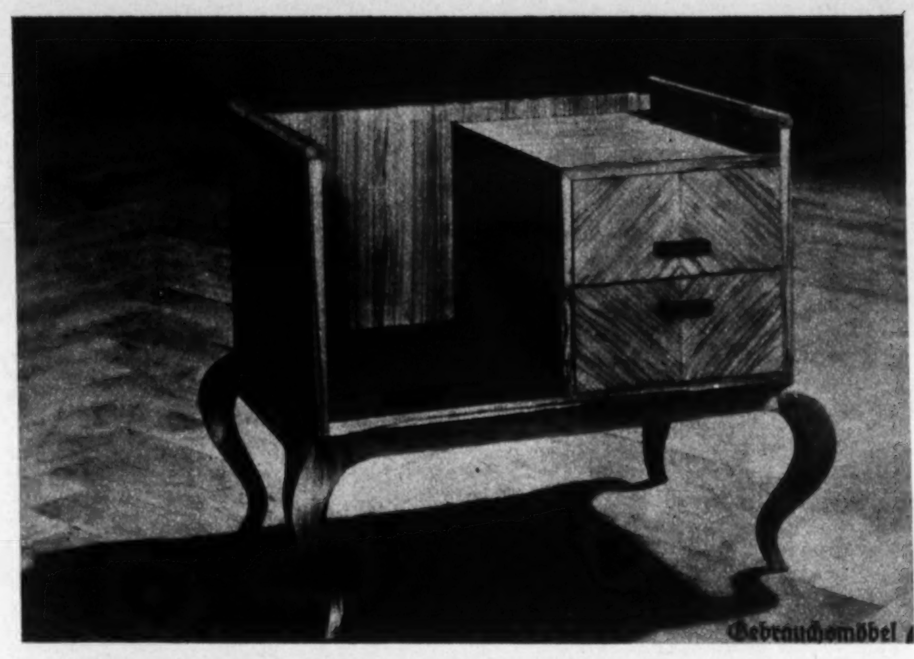
vorgetäuscht ist, ist Kitsch. Fast jede Werkstoff t ä u s ch u n g führt zum Kitsch hin. „Mehr sein als scheinen", gilt auch als Maßstab für das Kunsthandwerk.

Kunst hängt mit Können zusammen. Jeder Gegenstand, der Anspruch darauf erheben soll, zum Gebiet der Kunst gerechnet zu werden, muß daher gekonnt sein. Stümper- und Pfuscharbeiten sind Kitsch. (Die Heimatkunst z. B. verlangt durchaus handwerkliches Können, trotzdem der Hersteller kein „Künstler" ist.)

Gegenstand und Zweck sollen in innerer Beziehung zueinander stehen. Der Rettungsring als Bilderrahmen und Badeerinnerung ist Kitsch, das Nachtgeschirr als Mostrichgefäß ist dazu noch eine Geschmacklosigkeit. Das Münchner Kindl mit einem Bierfaß als Blumenvase ist Kitsch, so sehr es auch an schöne Stunden im Hofbräu erinnern mag.

Gerade auf dem Gebiet der Heimgestaltung nach geschmacklicher Seite hin, soll das Wort gelten: „Weniger ist mehr!" Lieber wenige und gute Gegenstände als viele schlechte. Die „Gute Stube" unserer Eltern mit den unzähligen Nippes, den Schonerdeckchen, Schnörkelmöbeln und den künstlichen Blumen sollte als Schreckenskammer des Geschmacks unseren Kindern vorenthalten bleiben. Geschmackliche Sicherheit wird unserer Jugend am besten in einer entsprechenden häuslichen Umgebung anerzogen werden können.

Die abgebildeten Arbeiten aus den kunsthandwerklichen Werkstätten der Handwerkerschule der Stadt Leipzig zeigen, wie Gebrauchsgegenstände


Gebrauchsmöbel





bei geradezu oft betonter Einfachheit schön wirken können. Die einfache Linienführung der Möbel z. B. läßt die Schönheit des Werkstoffes „Deutsches Holz" besonders hervortreten. Leider wird auf dem Gebiet der Wohnkultur durch die Bevorzugung der serienmäßigen Fabrikmöbel gegenüber den handwerklichen Möbeln geschmacklich noch viel gesündigt.

Es ist ein Irrtum anzunehmen, daß Kitsch stets billiger sei als Kunst. Selbstverständlich ist im allgemeinen Fabrikware billiger als Handwerksarbeit. Aber die Gegenstände, die uns dauernd umgeben und nicht nur Zweckmäßigkeits-, sondern auch Form- und Gestaltungsaufgaben haben, sollten doch mehr von der Erfüllung dieser Aufgaben bewertet werden. Die ständige Freude, das Gefühl der Zufriedenheit sind nicht zu teuer bezahlt. Längere Haltbarkeit und größere Solidität machen den handwerklichen Gegenstand auf längere Zeit gesehen oft noch preiswerter. Das Verständnis für alle diese Dinge kann unserer Jugend nicht früh genug beigebracht werden.

Sind die Kassetten und Ringe aus Fischhaut in ihrer glatten Ausführung, allein auf Werkstoffwirkung gearbeitet, nicht schöner als Kästen aus verschnörkeltem Blech oder Ringe aus „imitiertem Silber"? Und so werden sich bei jeder Abbildung Vergleiche bieten.

Kitsch oder Kunst, die Entscheidung fällt nicht schwer, wenn Ehrlichkeit und Klarheit, Zweckmäßigkeit und Schönheit gemeinsam als Prüfstein gewählt werden.

Deutsche Mutter in Sibirien

Roman von Erna Leibfried-Kügelgen

ALLONGE

1. Fortsetzung

Mittlerweile saust der Zug immer weiter gen Osten. Ich habe ein wahres Wunderkörbchen von meinen Schwestern mitbekommen. Da gibt es einen Spirituskocher mit Trockenspiritus, auf dem ich Eier braten und die schmackhafte kondensierte Schokolade wärmen kann. Alles ist drin, vom Reisebesteck bis zum Becher, den Servietten und der Zuckerdose. Bis alle Sachen und Sächelchen verstaut sind, bis alle Kinder schlafen, vergeht eine ganze Weile. Endlich strecke auch ich meine Glieder. So, nun geht die Reise los. 2000 Werst*) bis Orenburg, das schafft man in 24 Stunden. Ob ich den 9. Januar 1915 je vergessen werde? Vor meinen Augen sehe ich noch einmal meine Mutter, die Geschwister, alle lieben Verwandten und Bekannten. Aber nicht lange, schon ziehen die Gedanken der Zukunft entgegen, jede Minute bringt mich zwar fort von Heim und Familie, aber auch meinem Manne näher. Und so schlafe ich ein, ein glückliches Lächeln auf den Lippen. Da, ein Ruck, Geschrei auf den Gängen. Vor uns ist ein Güterzug entgleist. Die acht Stunden Wartezeit verlängern die Reise noch mehr. Geduld, Geduld! und immer wieder: „Mutti, Mammi, Mutter, wann kommen wir an?" — „Ja, mein Kind, bald sind wir da."

In Sisranj muß man zum erstenmal umsteigen. Dank dem Aufenthalte ist es drei Uhr nachts. Die Kinder sind so schlaftrunken, gar nicht zu wecken. Irmgard, die doch selbständig gehen muß, denn wir, Rosi und ich, tragen die Kleinen, fällt einfach um, wenn man sie hinstellt. Die vielen Herren, die unterwegs sind, nehmen die paar Träger in Beschlag, und ich sehe, daß ich schnell handeln muß, um den anderen Zug überhaupt noch zu erreichen. Rosi mit Rotraut bleiben bei den Sachen, und es gelingt mir, Irmgard in den überfüllten Wagen des anderen Zuges zu verstauen. Die Vierjährige hält ihr kleines Schwesterchen, das jämmerlich weint. Irmgard sieht mich mit Todesangst in den Augen wieder zurücklaufen. Jeden Moment kann der Zug abgehen, was wird dann aus den Kindern? — Ich sehe sie nie wieder. Die Angst peitscht mich vorwärts. Doch da steht schon die brave Rosi mit Rotraut auf den Armen, die schon wieder schläft. Nun noch die vielen Sachen! „Mein Gott, das kann ich ja gar nicht alles tragen!" Aber in dieser höchsten Not erbarmt sich ein eleganter russischer Offizier meiner; er nimmt Rotraut auf den Arm und sagt mit einer tiefen warmen Stimme: „Ich habe auch solch kleine Würmer zu Hause, nur keine Angst, wir erreichen den Zug noch." Und wirklich, es klappt. Ich habe sie alle drei, wenn auch alle drei laut weinend, in meinem Abteil. Es ist eng und stickig, man hat keinen Platz zum Sitzen, ich merke, wir entfernen uns von der großen Bahnlinie.

„Samara!" Wieder umsteigen! Diese Reise, diese furchtbare Reise! Es gibt ein russisches Sprichwort: „Das sind nur die Blütchen, die Beerchen kommen noch!" So habe ich später diese meine ersten Leidensstationen als „Blütchen" anzusehen gelernt.

Endlich sind wir in Orenburg, um ein Uhr nachts. Eine Freundin, die schon vor mir ausgewiesen, erwartete mich mit ihrem Manne am Bahnhof, „Warum so spät?" — „Ja, Freitag um acht Uhr abends sind wir ausgefahren und jetzt am Montag um ein Uhr nachts kommen wir an, es hat wahrhaftig reichlich lange gedauert."

Es ist schön, wenn man in einer fremden Stadt liebevoll aufgenommen wird. Mir ist es unvergeßlich, wie reizend wir fünf Menschenkinder in der kleinen Tatarenwohnung bei unseren Landsleuten empfangen wurden. Die drei Mädelchen schlummern bald im Bette, das uns mit rührender Selbstverständlichkeit abgetreten wird. Alle kommen auf den Zehenspitzen herein und sehen sich das reisemüde Trio an. Das schlummert sanft und selig. Als Residenzlerin soll ich Neuigkeiten erzählen. „Wie steht es? Ist der Krieg bald zu Ende?" Ach, ich kann den armen Landsleuten nichts Gutes melden. „Es wird schlimmer! Noch ist kein Ende abzusehen! Aber Deutschland hält sich tapfer, Deutschland kämpft und Deutschland siegt!"

Die reichsdeutschen Herren arbeiten ehrenamtlich in einem Komitee, um die schreiendste Not unter den Landsleuten zu mildern. Aber die Mittel sind beschränkt, es gibt viel Elend und Verzweiflung.

Mein Plan, in den nächsten Tagen Orenburg zu verlassen, um mit den Kindern zu meinem Manne zu fahren, stößt auf heftigsten Widerspruch bei meinen Freunden. Daran sei gar nicht zu denken! Die Wege sind schlecht, das Wetter unsicher. Und 220 Werst im offenen Schlitten — kein Katzensprung! Ich soll mir eine Wohnung in Orenburg suchen und wenigstens den Winter über in der Stadt bleiben. Auch hier in der Kreisstadt ist das Leben öde und primitiv genug. In den Dörfern aber ist es unleidlich. Oh, da wird mir das Herz schwer; so nahe meinem Manne, und doch getrennt! Eine Wohnung ist nicht aufzutreiben, denn die Stadt ist mit deutschen und österreichischen Zivilgefangenen überfüllt. Schließlich läßt sich in einer Pension dritter Klasse eine recht unappetitliche Unterkunft finden. Dort erreichte uns ein Telegramm meines Mannes: Schicke Dir einen zuverlässigen Mann, zwei Schlitten entgegen, der Winterweg ist gut, habe keine Angst. Willkommen, Robert.

Also, nun gibt es kein Erwägen und Bedenken, es heißt die Ohren straff halten und sehen, daß man durchkommt.

Endlich sind die Schlitten da. Wie schaut denn mein Ritter aus? Ein alter, graubärtiger Russe. Böse Augen unter buschigen Brauen, die fast von der Pelzmütze verdeckt werden. „Wie ist der Weg?" — „Nun, das wirst du ja selbst sehen! Packe nur deine Sachen fix zusammen, damit wir morgen in aller Frühe fahren können; ich eile nach Hause. Mein Sohn muß in den Krieg, da hat euer Wilhelm, euer Kaiser, etwas Schönes angerichtet!" Als Dorfbewohner in Rußland duzt er mich natürlich, wie es allgemein üblich ist.

Bevor ich aber Orenburg mit seinen Moscheen, seinen öden Straßen verlasse, gehe ich noch einmal zum Uralfluß und sehe mir seine durch Anlagen geschmückten Ufer an. Gehe über die Brücke und — stehe in Asien . . . Das ist ein eigenes Gefühl.

Wenn wir geglaubt hatten, früh fahren zu können, hatten wir die Rechnung ohne den Wirt gemacht; in diesem Falle die russische Polizei. Es fehlte noch immer meine „Bumaga", mein Ausweis, ohne den jeder Sterbliche in Rußland verloren ist, geschweige denn eine arme Zivilgefangene. Wären meine freundlichen und gewandten Landsleute, die in Rußland aufgewachsen waren, mir nicht beigesprungen, wer weiß, wie es mir gegangen wäre! So aber konnten wir uns um die Mittagszeit endlich in unsere Schlitten verstauen.

*

Der erste Schlitten ist breit. Auf dem Rücksitze kann Rosi mit Rotraut auf den Armen sitzen und daneben hat meine behäbige Persönlichkeit auch noch Platz, mit unserem Kleinod Erika auf dem Arm. Ich habe zwei Pelze übereinander angezogen, meinen eigenen langen, der bis an die Füße reicht und den Fahrpelz meiner Schwester, einen richtigen „landschen", innen Känguruh und außen Fohlen, eine sogenannte „Doha". Wenn man bedenkt, daß außerdem eine warme Pelzmütze, ein

*) 1 Werst = 1066 Meter.

wollenes Kleid und Strickjacke, zwei Paar wollene Beinkleider, einige Tücher, zwei Paar handgestrickte Strümpfe und die hohen „Walinki" (Filzstiefel, die bis zu den Knien reichen) mich vor der Kälte schützen sollten, so sieht man, wie wohlversorgt wir waren, denn die Kinder waren natürlich ähnlich gekleidet.

Voller Zärtlichkeit halte ich mein Elfenkind im Katzenfelle auf den Armen. Die Verpackung ist viel schwerer als das zarte Geschöpf.

Auf dem Vordersitze, mit dem Rücken zu den Pferden, sitzt allein unsere Große. Sie muß mit ihren vier Jahren schon selbständig und vernünftig sein, denn es gibt noch zwei Jüngere zu hüten.

Und nun „S Bogom" mit Gott!

Die Schlitten setzen sich in Bewegung, wir beginnen den gefahrvollsten Teil unserer Reise.

Der Kutscher springt im Fahren auf, wenn es bergab geht. Sonst läuft er nebenher mit einer Lebendigkeit, die man seinem Alter gar nicht zutraut. Der hintere Schlitten hat nur ein Pferdchen und überhaupt keinen Kutscher. Der muntere kluge Gaul weiß von ganz alleine, was er machen muß. Der Kutscher flucht nicht wenig über unser reichhaltiges Gepäck. „Ach, Generalin, Generalin, wie bist du reich!" seufzt er, und er nennt mich im Verlauf der ganzen Fahrt nur „Generalischa".

Bald, nachdem wir die Stadt verlassen haben, wird der Weg so miserabel, wie ihn sich kein Europäer vorstellen kann. Metertiefe, ausgefahrene Löcher, in die der Schlitten kopfüber hineinstürzt, um auf der anderen Seite mühsam von den Pferdchen emporgezogen zu werden. Immer wieder fällt der hintere Schlitten um, da er falsch beladen ist; dann bleibt das kluge Pferd sofort stehen. Zu unserem Glücke müssen die ausgepumpten Gäule schon nach ein paar Stunden gefüttert werden. Auf diese Weise können wir unseren Kindern auch etwas Ruhe gönnen. Aber wir müssen schnell weiter, wollen wir doch vor der Nacht noch ein Dorf erreichen.

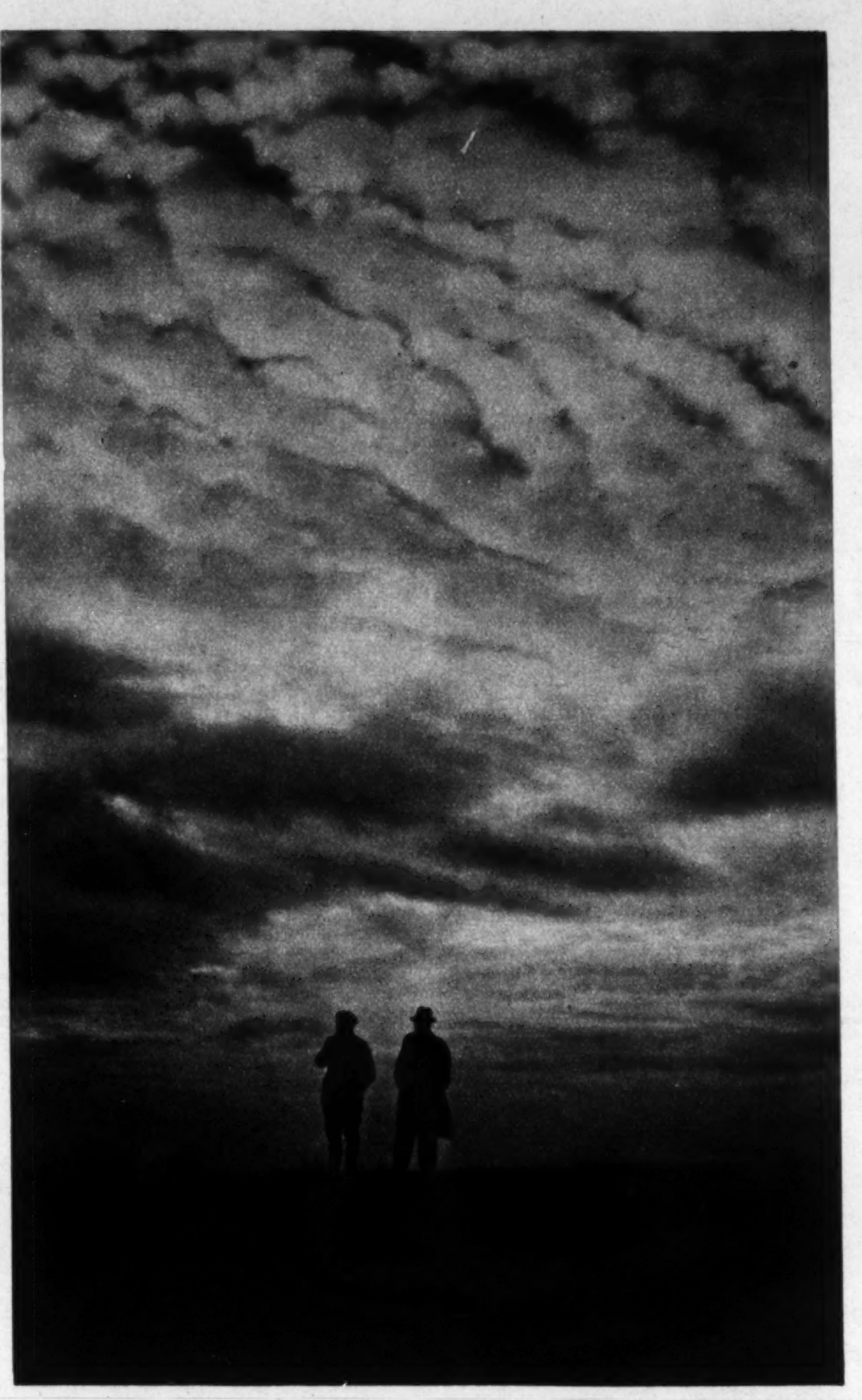
Eine Karawane kommt uns entgegen; vor den Schlitten sind Kamele gespannt. Wie eigenartig einen hier in dieser Schneelandschaft der Anblick des Wüstentiers berührt! Da stößt eines der Tiere einen so jämmerlichen Laut, so klagend, so herzzerreißend aus, als hätte es meine Gedanken erraten und wolle sagen: Ja, wir sind auch unglücklich und hassen den kalten Schnee und dieses ganze kalte unbarmherzige Land.

Es wird dunkel und bitter, bitter kalt. Der alte Kutscher hustet und prustet und bittet sich schließlich etwas Warmes aus. Ich gebe ihm einen der Wollschals, die ich unseren Gefangenen mitbringen soll.

Da sieht man plötzlich rechts vom Wege gegen den weißen Schnee ein großes schwarzes Kreuz emporragen.

„Höre, Alter", ruft Rosi, „was ist denn das für ein Kreuz?"

„Nun, da sind einmal ein paar Weiber bei ähnlichem Wetter vom Wege abgekommen, und in der Nacht hat sie der Teufel geholt. Man fand sie am anderen Morgen knüppelhart gefroren."



Aufnahme: Agfa-Bildarchiv

Die Wolken, sie wandern am himmlischen Zelt

Wie still ist es. Nichts als Schnee und wieder Schnee. Da höre ich durch das Knirschen der Kufen leises Schluchzen. „Rosi, was ist Ihnen?" — „Ach, ich kann das Kreuz nicht sehen, das schreckliche Kreuz! Ich fürchte mich so!" — „Aber Rosi, beruhigen Sie sich doch, Sie sind mir als Schutz mitgegeben und dürfen kein Angsthase sein."

Die Kleinen schlafen, nur Irmgard nicht. Auf der ganzen Fahrt schauen ihre großen, dunklen Augen aufmerksam und ernst aus der weißen Umhüllung des wollenen Tuches. Ich würde gerne wissen, worüber sie nachdenkt; was geht in dem kleinen Kopfe vor? Aber sie fragt nicht viel.

„Du bringst die drei kleinen Würmer auch nicht lebendig zu deinem Manne!" ertönt die rauhe Stimme des Kutschers. „So ein Wahnsinn, mit kleinen Mädchen im Winter zu reisen! Wir haben 40 Grad Kälte! Ist es übrigens wahr, daß du deinem Manne 30 000 Rubel mitbringst? Hej, Generalischa?!"

Mich überläuft es kalt. Bin ich nicht ganz in seiner Hand? Gewiß, ich habe eine große Summe bei mir, denn die

Herren vom deutschen Komitee waren froh, eine sichere Gelegenheit zu haben, Unterstützungsgelder durch mich in die Dörfer zu schicken. So gut es geht, rede ich dem Kutscher seine Gedanken aus. Welch ein Vorteil, die russische Sprache zu beherrschen! Wie habe ich diese schöne, aber ungemein schwere Sprache gehaßt, nun war die Plage in der Schule doch nicht umsonst gewesen. „Höre, Kutscher, kommen wir bald an? Ist kein Dorf zu sehen? Mir tun die Arme so weh, und die Kinder geben auch keine Ruhe mehr." — „Noch lange nicht!" Und doch log der boshafte Alte. Bald sieht man die ersten Lichter durch den Schnee blinken. „Höre, Kutscher, suche uns ein gutes Nachtquartier, damit wir uns ausruhen können." — „Ach, was, Nachtquartier hin — Nachtquartier her, wir fragen nicht nach guten Zimmern, wir fragen nach gutem Heu für meine Pferde."

Wahrlich, das Heu muß sehr gut gewesen sein, denn der Alte veranlaßt uns, vor einer elenden kleinen Hütte auszusteigen. Ich bücke mich und trete ein. Ein häßliches Weib in Lumpen zeigt in das Nebenzimmer: „Dort hinein!" Ein unsagbar schmutziger Raum; ein Bett, ein Tisch. „Kannst du uns etwas Warmes zu essen geben?" — „Nein, nur den Samowar, die Teemaschine, kannst du haben, aber erst trinken die Männer." Damit ergreift sie den einzigen Tisch und verläßt das Gemach. Eine liebenswürdige Frau! Nach einer halben Stunde kommt sie mit dem kochenden Samowar wieder und setzt ihn auf den Fußboden. Aber inzwischen habe ich meine Kleinen schon aus der Thermosflasche gestärkt. Das Trio schläft süß, zum ersten Male auf dem Fußboden. Vom Fußboden müssen auch Rosi und ich unsere Mahlzeit einnehmen.

Plötzlich erscheinen drei größere Knaben, stürzen ohne Gruß auf das Bett zu, das ich nur mit einem Schauder des Ekels ansehen kann, und wühlen sich in die Decken. Bald höre ich sie furchtbar husten. Mein Gott, das ist ja Keuchhusten, durchzuckt es mich. Was für Ansteckungsgefahren sind meine Kinder hier ausgesetzt, in diesen greulichen Spelunken!

Nebenbei hört man erregte Worte. Viele Männerstimmen sprechen laut und polternd durcheinander. Ich höre immer wieder das Wort „Germanka". Mein alter Brummbär scheint aber zu mir zu halten. Seine tiefe Stimme dröhnt: „Sie kann auch nichts dafür, daß sie eine Deutsche ist!"

Wo ist denn Rosi? Da steht sie, die gute, aufgeregte Seele, die im Grunde ihres Herzens viel ängstlicher ist, als ich. Mit Schnüren und einer Stange hat sie versucht, die Türe zu verrammeln. Ihre Augen im bleichen, pockennarbigen Gesicht sind weit aufgerissen. In der Hand hält sie einen Dolch! „Schlafen Sie nur, gnädige Frau", ruft sie pathetisch, „ich will wachen, herein kommt mir keiner!"

Es gelingt mir, sie zu überzeugen, daß wir zwei Frauen doch machtlos sind, wenn eine Schar wütender Männer zu uns hereindringt. Schließlich legt sie sich auch auf das gemeinsame Lager. Aber das Zimmerchen bekommt noch drei Schlafgenossen: Der Kutscher legt sich krächzend und stöhnend in eine Ecke auf seinen Pelz, und die Hausfrau erscheint mit einem blassen kleinen Mädchen und legt sich neben den Ofen auf eine Decke. Wie dumpf ist es in der niedrigen Stube! Wie bläst es von den kleinen befrorenen Fenstern! Der Fußboden ist eiskalt. Draußen wütet ein Sturm, daß die Fensterchen klirren. Er fährt in den Ofen, heult und rüttelt an den Läden.

Ich möchte beten, aber todmüde, wie ich bin, flüstern meine Lippen nur das tagein tagaus in meinem Vaterhause gesprochene Tischgebet: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast." Ich merke den Irrtum, lächle trotz Grauen, Jammer und Kälte: „Segne, was du uns bescheret hast." . . .

Alles schläft noch tief, als unser Alter mit Hallo ins dunkle Zimmer poltert, eine Kältewelle mit sich bringend. „Wollt ihr verdammten Weiber denn überhaupt nicht aufstehen? Vorwärts, zieh deine Kinder an, Generalin, aber fix! Ich will bei dem Höllenwetter nicht wieder bis in die Nacht draußen sein!"

Jede Mutter wird mir nachempfinden, wie mühsam es ist, die drei kleinen Mädel anzuziehen und sie zu versorgen. Wie viele warme Sachen und Sächelchen müssen angezogen werden! Und sie sollen doch auch vor der langen, anstrengenden Fahrt gründlich essen. Kaum ist eins fertig, ist beim zweiten oder dritten wieder etwas zu ordnen, es wird ihnen heiß in der dumpfen Stube; man hat zu trösten und zu ermahnen. Und daneben steht der alte Russe, schimpft, droht, hetzt und flucht. Schließlich verfalle ich darauf, ihm mit Geld oder kleinen Geschenken den Mund zu stopfen. „Du siehst doch, ich spute mich schon, schrei doch nicht so, wir müssen uns doch anziehen, bei eurer sibirischen Kälte! Zum Vergnügen fahre ich nicht!" — „Ich aber muß eilen", ist die sich immer gleichbleibende Antwort, „ich will meinen Sohn noch einmal sehen. Du liebst deine Kinder, ich aber liebe auch mein Kind. Da hat ja euer Wilhelm etwas eingebrockt, verflucht und zugenäht!" Also, auch hier, im entlegensten Winkel des Reiches, die Lüge von Deutschlands Kriegsschuld.

Draußen ist es heute häßlich und grau. Der eisige Wind geht durch Mark und Bein. Man spürt ihn auf der Haut, trotz der vielen Hüllen. Mit Schokolade stopfe ich die Kindermündchen, wenn sie fragen und klagen. Man ist wie auf hoher See bei den ausgefahrenen Straßen. Irmgard kann das Rückwärtsfahren schlecht vertragen, aber wie soll man ihr helfen? Ich halte mein Elfenkind, das so verpackt ist, daß nur ein enger Schacht ihr die Luft zuführt. Wenn die Kleine tief einschläft, so kann sie zusammensacken, und wie leicht können sich dann die Tücher verschieben und den Erstickungstod herbeiführen! Mir fallen Geschichten ein, die ich immer mit Grauen gehört habe. Es kommt in Rußland immer wieder vor, daß Säuglinge, die zu warm verpackt werden, um sie vor der grimmigen Kälte zu schützen — ersticken. Immer wieder fahre ich mit der Hand in den Schacht und fühle, ob Erilein noch atmet. Sie liegt so still! Mein Gott! mein Herz setzt aus . . . aber nein, ein warmer Hauch berührt meine Hand, ich fasse die kleine, warme Nase, und die Kleine macht eine Bewegung. Gottlob, sie lebt!

Die Mittagsruhe halten wir in einer kleinen überheizten Stube, in der sich 24 Personen beiderlei Geschlechts befinden, die sich versammelt haben, um uns anzustaunen. Wie im zoologischen Garten kommt man sich vor, nur daß man selbst das Schauobjekt ist. Ich bin wohl die erste deutsche Frau, die durch diese Dörfer kommt. Es ist unerträglich, wenn man müde und hungrig von der langen Schlittenfahrt einkehrt, immerzu unter Menschen zu sein. Ich muß doch mein kleines Töchterchen stillen, die Kinder haben Bedürfnisse, und dabei wollen die Männer Politik treiben, die Weiber fassen alles an und bewundern meinen Reichtum. Hier sehe ich auch die ersten Greuelbilder. „Swerstwo Germanzew" steht drunten, d. h. tierische Grausamkeit der Deutschen. Man sieht zwischen rauchenden, flammenden Trümmern deutsche Soldaten und Offiziere. Einige schleifen Frauen an den Haaren hinter sich her, andere sehen lächelnd zu dem auf den Säbel gespießten Säugling auf. Wieviel Haß und Mißtrauen säen diese kleinen Bilder! Und wieviel Gefahren entstehen durch sie für unsere Landsleute! Ist man froh, ein schützendes Dach erreicht zu haben, so ist man doppelt froh, es wieder zu verlassen.

Ich fahre gerne, auch bei uns in meiner baltischen Heimat sind lange Fahrten an der Tagesordnung. Ich denke an die herrliche, mehrstündige Fahrt nach „Villa Siegwart", dem elterlichen Landhause an der Ostsee. Wie klopfte einem das Herz, wenn man im Frühling durch die weiße Nacht des Nordens fuhr, das gleichmäßige Läuten der Postglocken im Ohre, den frischen Atem der frühlingsgrünen Felder in den Lungen. Horch, die erste Schnarrwachtel! Spürst du den Duft des Faulbeerbaumes? Und da, in weiter Ferne am Horizont: das Meer! Wie liebe ich dich, mein Meer . . .

Jetzt, da uns nur Schnee und Kälte umgibt, da träume ich von heißem Sand, von Sonnenwärme und Wellenschlag. Aber nicht lange, die Kälte dringt durch alle Hüllen, Hände und Füße schmerzen vor Frost. Der Weg will nicht enden, und die Kinder, diese zarten, lieben Geschöpfe, die man aus Großmutters warmer, sonniger Wohnung in den schmutzigsten Winkel des asiatischen Rußlands gestoßen hat, sie weinen alle drei. Da hilft kein Zureden, kein Trösten. Sie sind müde, sie wollen aussteigen und essen. Aber auch diese Qual hat ein Ende.

Diesmal fahren wir vor ein größeres Haus. Welche Wonne für die Kinder, als gleich beim Eintritt uns zwei Schäfchen und ein Kalb entgegenspringen. Die Wirtin ist eine freundliche Russin; sie hilft, sie heizt, sie bringt den kochenden Samowar und stellt die guten Tassen auf den reinlichen Tisch.

Fortsetzung folgt.



Ikoflex-Aufnahme: Grete Popper

Kleiner Anfang zur Erpressung

Zumindest aus Zeitungsberichten ist er uns allen bekannt, jener Dunkelmann, der von Herrn Müller oder von Frau Schulze die peinlichen Momente aus ihrer Vergangenheit weiß, und der gewillt ist, dieses Wissen gegen die Genannten auszuspielen; es sei denn, sie fänden sich bereit, eine gewisse größere Summe gegen belastende Briefe und Dokumente, oder um was es sich sonst handeln mag, einzutauschen, um dann endlich in „Frieden" leben zu können. Wir nennen diesen Mann kurzweg Erpresser. Obwohl er übel beleumundet ist, liefert er Stoff für Romane und spielt in manchen Filmen eine Rolle, wo er oft die Fäden der Handlung in der Hand hält. Sicher sind wir aber alle froh, ihm nicht in Wirklichkeit zu begegnen; ausgenommen wir hätten den Mut, ihn gleich der Polizei zu übergeben.

Und doch sind wir alle schon einmal im täglichen Leben der Gegenstand einer kleinen Erpressung gewesen. Wer hat es etwa noch nie erlebt, daß die eigenen Kinder, die doch eigentlich noch gar nichts von Erpressungsversuchen wissen können, aus einer Notlage, in der wir uns befanden, einen Vorteil für sich herauszuschlagen suchten? Wirklich, es gibt so etwas wie kindliche Erpressungsversuche. Wir werden ja sehen.

Mutter ist beim Kuchenbacken. Plötzlich bemerkt sie zu ihrem Schrecken, daß sie ja kein Backpulver im Hause hat. Schnell ruft sie den kleinen Rudi, der im Nebenzimmer spielt. „Lauf schnell zum Kaufmann und hole Backpulver. Paß aber auf; du bekommst fünf Pfennig zurück." Rudi guckt das Geld an und zögert. Mutter hat es eilig und drängt. Rudi weiß, er ist ihre letzte Rettung; denn jemand anders, der an seiner Stelle den Gang besorgen könnte, ist nicht in der Nähe. Und da fängt er an: „Wenn du mir die fünf Pfennige gibst, die übrigbleiben, dann hole ich dir das Backpulver." Da Mutters Ungeduld den höchsten Grad erreicht hat, und da auch der Kuchen nicht gefährdet werden soll, willigt sie ein. Rudis kleine Erpressung ist geglückt.

Ein anderes Beispiel. Karl putzt nicht gern seine Schuhe. Als er morgens aufsteht, ist seine Schwester Lieselotte in tausend Nöten. Sie hat vergessen, ihre Rechenaufgaben am Tag zuvor zu erledigen. „Karl", bittet sie, „du mußt mir helfen." Karl ist augenblicklich der einzig Zuständige für die Lösung von Rechenaufgaben. Vater ist schon weg, und Mutter hat die kleineren Geschwister zu besorgen und kann sich nicht um Lieselottes vergessene Schularbeiten kümmern. Doch Karl ist nicht abgeneigt zu helfen. „Wenn du mir . . .", fängt er an. Wir können uns denken, wie es ausgeht; Lieselotte putzt die Schuhe von Karl, und er hilft ihr dafür bei den Rechenaufgaben.

Allzuoft kommt es vor, daß jemand in eine mehr oder weniger unglückliche Zwangslage gebracht wird, die ein Kind, wenn es erst einmal damit gute Erfahrungen gemacht hat, immer wieder für seine kleinen Erpressungsversuche ausnutzen wird. Wir wollen es nicht an Verständnis dafür fehlen lassen, aber überhandnehmen darf diese Einstellung des Kindes nicht. Lassen wir's öfter durchgehen, so sind wir letzten Endes nicht mehr sicher, daß nicht jede Handreichung, die wir von

unserem Kinde verlangen, augenblicklich in bar oder mit einer Gegenleistung bezahlt werden muß. — Was tun?

Mutter stellt es klug an. Sie vergißt Rudi die Geschichte mit dem Backpulver nicht. Sie zahlt ihm auch, als er weiter seinen Nutzen wahrnimmt, hie und da einen Sechser oder einen Groschen. Rudi wähnt sich in Sicherheit und freut sich über seinen gelungenen Trick, bis er eines Tages mit zerrissener Hose nach Hause kommt. „Flick mir doch das Loch zu", bittet er. Doch was sagt da Mutter plötzlich zu ihm? „Wenn du mir", — o er kennt diesen Anfang nur zu gut —, „wenn du mir drei Körbe Holz in die Küche schaffst, dann will ich es tun." Verflixt, denkt Rudi, was ist das für eine neue Erfindung; aber er zieht doch mit seinem Korb los und holt Holz; denn Vater kann bald nach Hause kommen, und der soll doch von dem Loch in der Hose nichts erfahren. Mutter hat es noch öfters so gemacht, bis Rudi endgültig gemerkt hat, woher der Wind weht. Dann hat sie ihn beiseitegenommen und hat ihm gesagt, daß man nicht verlangen könne, daß alle kleinen Hilfeleistungen, die man anderen erweist, bezahlt werden, und daß man nicht immer auf eine sofortige Gegenleistung rechnen dürfe. Sie hat ihn daran erinnert, daß sie für ihren Jungen täglich so vielerlei besorgt, wofür sie nichts haben will und wofür Rudi nicht einmal Dankeschön sagt, weil das alles so selbstverständlich ist. Und damit war dieser Fall erledigt, und Rudi ist nie mehr unter die Erpresser gegangen. Bastine

Die Sorgen der Jugend

„Die Jugend weiß gar nicht, wie glücklich sie ist", sagte einmal jemand in einer Gesellschaft.

„Glücklich?" wiederholte nachdenklich ein Herr. „Mir ist es in meiner Jugend zwar nicht schlecht ergangen, aber wenn ich aufrichtig sein soll, dann muß ich schon sagen, daß ich jetzt viel sorgloser und glücklicher lebe. Mag sein, daß ich nur wunschloser bin, zufriedener. Der Zufriedene allein genießt das kleine Glück der Gegenwart."

Sorglose Jugend? Man braucht nur ein wenig darüber nachzudenken und sich der eigenen Jugend erinnern, dann kommt man bald zu der Erkenntnis, daß die Kinder und Halbwüchsigen genau so ihre Sorgen haben wie wir Erwachsenen. Freilich, für ihren Lebensunterhalt sorgen die Eltern, die sogar für sie denken, wenn die Jungen mit ihrer eigenen Weisheit einmal zu Ende sind. Aber sonst?

„Was weißt du, was ich für Kummer und Sorgen habe", sagt die Mutter zu ihrem Kind und seufzt, weil sie im Stillen das eigene Kind um diese Mutter beneidet, die alle Sorgen um seinetwillen trägt. Sie beneidet es um sich selbst und denkt gar nicht daran, daß das Kind diese Sorgen genau so empfindet. Die Jugend denkt meist in Superlativen und sieht gewöhnlich die häuslichen Sorgen viel schwärzer, als sie es tatsächlich sind. Dazu kommen aber dann noch die eigenen, von denen die Eltern manchmal keine Ahnung haben, weil die Jungen in dieser Hinsicht weniger mitteilsam zu sein pflegen als die Eltern.

Wir brauchen nur an die Zeit zurückzudenken, da wir selbst noch die Schulbank drückten. Wenn man nicht zufällig zu der spärlichen Auflage der Musterkinder zählte, dann bildete die Schule allein schon einen unerschöpflichen trüben Quell der Sorge. Die Hausaufgabe, die vergessen oder unterlassen wurde, die Schularbeit, die vorbeigelungen ist, der dumme Streich, dessen Folgen wie ein böses Gewitter in der Luft hängen, bevor der Blitz endlich einschlägt, die nächste Prüfung, die wochenlange Angst vor der schlechten Note im Zeugnis, Streitigkeiten mit Kameraden, und all die kleinen und großen täglichen Sorgen, die erst der gesunde Schlaf der Jugend vergessen läßt.

„Was ist mit dir nur los?" fragt die besorgte Mutter, denn mit dem Jungen stimmt etwas nicht. Er ist zerstreut, hat keinen Appetit mehr und träumt mit offenen Augen vor sich hin. Und die Mutter bekommt nur eine ausweichende oder gar keine Antwort, denn der Junge würde sich eher die Zunge abbeißen, als zu bekennen, daß es die erste hoffnungslose Liebe ist, die ihm seine herrliche Jugend zur Hölle macht.

„Wie schön muß es sein, wenn man einmal erwachsen und selbständig ist", dachten wir alle, als wir noch zu den Jugendlichen zählten. Wir freuten uns auf die Zeit, da wir endlich einmal voll genommen werden würden, Geld verdienten und nicht mehr über jeden Schritt Rechenschaft ablegen brauchten. Und wir wunderten uns, wenn ein großer fertiger Mensch, die Idealgestalt, der wir ja selbst zustrebten, seufzend sprach: „Ja, ja, ihr Jungen habt es gut!"

Mag sein, daß die Jugend ihre Sorgen leichter trägt, aber deswegen hat sie deren nicht weniger als wir Erwachsenen. Sie kann es daher nicht recht verstehen, wenn wir fertigen Menschen sie darum beneiden und durch unser Beispiel ihnen die Freude an der Zukunft, die unser jetziges Lebensstadium für sie verkörpert, vergällen, und ihr so Angst vor dem Aelterwerden ins Herz pflanzen, anstatt ihr den Werdegang des Menschen als Aufstieg zum hohen Ziel vor Augen zu halten. Elisabeth

Das trotzige Kind

Peter hat die kostbare Vase zerschlagen. Sie ist ein Familienstück gewesen, Großvater brachte sie seinerzeit aus China mit. Peter bekam eine Abreibung, denn es war ihm ausdrücklich verboten, die Vase auch nur zu berühren. Nun steht der Kleine beim Fenster, schluckt die letzten Tränen und reibt sich einen Körperteil.

„So, Peter, jetzt komme und bitte schön um Verzeihung!"

Peter aber rührt sich nicht und schweigt finster in sich hinein.

„Augenblicklich kommst du her und bittest um Verzeihung!"

Peter rührt sich noch immer nicht. Er denkt gar nicht daran, weder herzukommen noch um Verzeihung zu bitten. Selbst auf die Gefahr hin, eine neuerliche Abreibung oder eine andere peinliche Strafe zu erhalten. Der Erzieher aber ist ratlos oder empört über den Trotz des Kindes und denkt: woher hat dies das Kind?

Es sei dem Erzieher verraten, daß die Erbanlage des scheinbar mißratenen Kindes für die Eltern nur eine Schmeichelei ist: das Kind hat nämlich Charakter! Zwanzig Jahre später hätte der große Peter auf die Zumutung, auch noch um Verzeihung zu bitten, geantwortet: „Ich habe das nicht absichtlich gemacht, sondern nur Pech gehabt. Ich bin auch bestraft worden, schön. Aber ich bin doch kein Hund, daß ich dafür noch gekrochen komme!"

Der kleine Peter schwieg natürlich, weil ihm die Worte fehlten und weil er seine Ohnmacht empfand. Seine kleine Persönlichkeit sträubt sich gegen die Zumutung, sich außer der Strafe noch obendrein zu demütigen. Und da ihm kein anderes Verteidigungsmittel zur Verfügung steht, verfällt er von

selbst auf den passiven Widerstand: er trotzt.

Ein anderer Fall. Die kleine Else hat zu Weihnachten oder irgendeinem sonstigen festlichen Anlaß ein Gedicht lernen müssen. Das Aufsagen ist glücklich vorübergegangen. Nun kommt einmal Besuch und todsicher verfällt jemand von den Eltern auf den Einfall, das Wunderkind vorzuführen. Else soll das Gedicht aufsagen. Die Gäste bemühen sich, interessiert dreinzuschauen oder unterdrücken ein Gähnen, Else ist bis hinter die Ohren rot geworden, macht ihr dümmstes Gesicht und schweigt. Alle ‚Also!' helfen nichts, Else wird unglücklicher und unglücklicher nach innen, nach außen trotziger und trotziger. Die Eltern sind beschämt und wütend, die Gäste bemühen sich, über den peinlichen Zwischenfall hinwegzukommen. Nachher gibt es Krach, obwohl Elschen in der Zwischenzeit alle Sünden ihres Lebens abgebüßt hat, denn ihr selbst war die Geschichte bestimmt am peinlichsten. Vielleicht hätte sie das Gedicht gerne aufgesagt, wenn sie sich nur nicht so schrecklich geschämt hätte und wenn nicht plötzlich das Lampenfieber dagewesen wäre, von dem manchmal auch ganz große Stars befallen werden. Ihr Trotz ist nichts als Abwehr gegen ein Verlangen gewesen, das sie nicht zu erfüllen vermochte.

Freilich gibt es auch einen Trotz bei Kindern, der bösartig oder launenhaft ist, oder der dazu dienen soll, etwas zu erreichen, zu ertrotzen. Manches Kind fängt zu trotzen an, wenn ihm irgendein Wunsch nicht erfüllt wird. Dagegen hilft nur Strenge und Beharrlichkeit, um dem Kind diese Art von Trotz schleunigst abzugewöhnen. Gibt man nämlich nach, dann wird dieser Trotz leicht zur Gewohnheit, zumal auch der kindliche Instinkt rasch die Mittel erfaßt, die ihm zur Erfüllung seiner Wünsche förderlich sind.

Manchmal verbirgt sich hinter Trotz ein schlechtes Gewissen. Ein Kind ist sich eines Unrechts bewußt, schämt sich aber, den Fehler einzugestehen und verschanzt sich gegen die eigene innere Stimme hinter der starren Wand des Trotzes. In diesem Fall genügt oft ein zur rechten Zeit angebrachtes gutes Wort, um das überschwängliche kindliche Gemüt von dem Bann zu befreien.

Trotzige Kinder haben meist eine starke Persönlichkeit, und es ist Sache der Erzieher, die guten Charaktereigenschaften nicht zu verkennen und sie so heranzubilden, daß die unangenehmen Nebenerscheinungen verschwinden. Vor allem aber muß das trotzige Kind zu seinem eigenen Besten eines lernen: die Disziplin des Einzelwesens gegenüber der Allgemeinheit, den Gehorsam, dem sich jeder Trotz zu beugen hat.

Elisabeth

Kunststückchen?

Erst mal nachmachen, lieber Max!

Von Erwin Jäckel — Zeichnung: W. Allonge



1. Dicht an die Wand stellen (Tür geht auch), Füße und Rücken ran – dicht am Fuß (Außenrand oder Zehen) liegt ein Fünfer! Wer hebt den auf, ohne Knie krumm zu machen, ohne umzufallen? (Ich kann's und bin 1,75 Meter groß!) – Wer das Geld (Schokolade, Malz) richtig aufheben kann, darf's behalten.

2. Weite Grätschstellung, beuge den Rumpf weit vor und umfasse deine Fußgelenke. Wer stellt nun seinen Kopf auf den Boden – und richtet sich auch wieder auf ohne Armhilfe? (Au – meine Nase!)



3. Wer kann – im Streckſitz – mit seiner Fußspitze die Nase reiben? Du kannst dabei den Fuß festhalten. (Kleinkinder bringen's!)



4. Oder gar in Rückenlage mit stark gebeugtem Knie und vorgebeugtem Kopf die Stirn berühren?

5. Liegestütz – wer kommt mit seiner Nase auf eine Handfläche, ohne eine Hand vom Boden zu lösen?

6. Arme vor der Brust verschränken – so setzen und aufstehen, ohne die Armhaltung zu lösen!

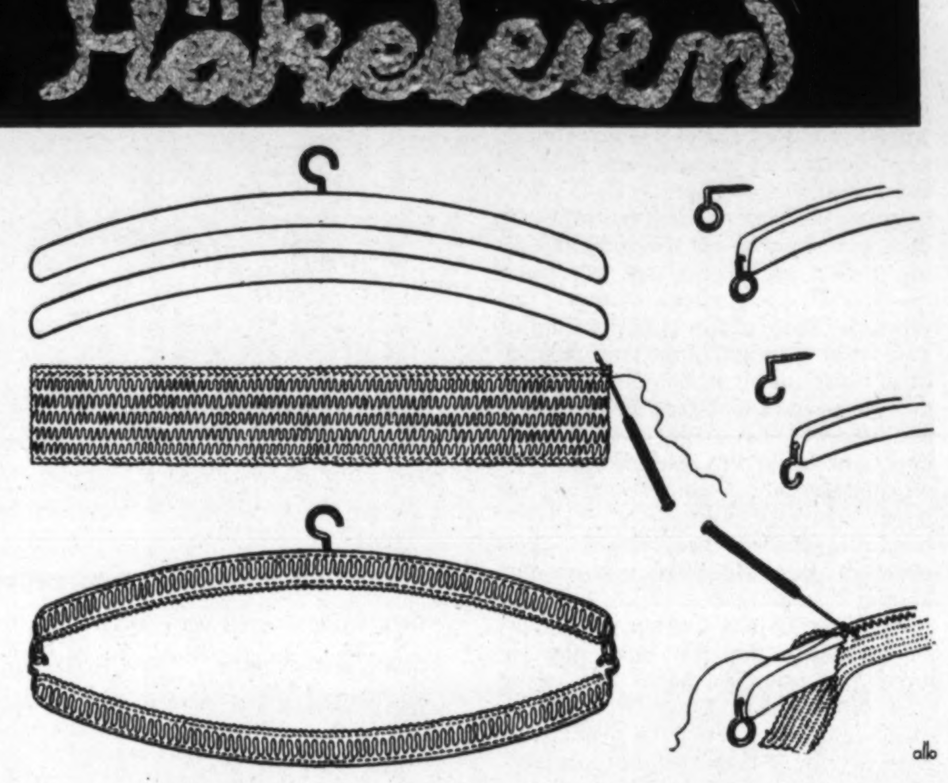
7. Hände mit verschränkten Fingern vor dem Körper gefaßt. Wer kann diesen Handreifen – ohne die Finger zu lockern – übersteigen? Anschließend auch zurück? Wem gelingt das in kürzester Zeit?

8. Wer kann dies, wenn er einen Stock in beiden Händen hält?



Mit Nadel und Faden

Häkeleien



Da kommt neulich die neunjährige Gerda aus der Schule nach Haus: „Mutti, heute haben wir häkeln gelernt". Stolz holt sie ihr Knäuel heraus und zeigt die lange Luftmaschenkette, die sie mit ihrem Häkelhaken hervorgezaubert hat. Mit jeder neuen Technik, die die Kleinen lernen, entwickeln sie sich ein Stück weiter und lernen sie neue Möglichkeiten kennen. Nun will ich heute einige Vorschläge bringen, die die Kinder mit ihren Müttern zusammen arbeiten können, und die neue hübsche Gegenstände entstehen lassen.

Da haben wir erst die behäkelten Kleiderbügel, die die Kinder auch in der Schule lernen, aber nun gibt es etwas Neues dazu. Wir behäkeln zuerst den einen Bügel und dann noch einen zweiten. Vorher hat uns Vater oder der große Bruder in den einen Bügel zwei Haken eingeschraubt und in den andern Bügel zwei Oesen. Nachdem nun die Bügel behäkelt sind, hängt man sie, wie die Zeichnung zeigt, ineinander und hat nun einen Bügel für das Kleid und darunter einen zweiten für die seidene Wäsche, Strümpfe oder Kravatten. Man behäkelt die Bügel am besten, indem man erst ein grades Stück arbeitet, das die Länge des Bügels hat und die doppelte Breite. Man häkelt in festen Maschen oder in Stäbchen und verwendet natürlich nur Reste dazu. Wir nehmen an Resten was wir haben, Woll-, Baumwoll-, Leinen- oder Kunstseidengarn. Das grade Stück wird dann um den Bügel gelegt und oben zusammengehäkelt. Bei der Verwendung der Reste stellen die Kinder die Farben nach eigenem Geschmack selbst zusammen.

Sehr hübsch und praktisch ist die Sportmütze, die unsere Jungen wie Mädel gleich gern aufsetzen werden. Wir häkeln auch sie aus Resten, je bunter, je hübscher. Wir nehmen erst einmal die Kopfweite von dem, für den die Mütze bestimmt ist, rechnen uns dann aus, wieviel Maschen man aufschlagen muß, um die Kopfweite zu erreichen. Meist werden es 54 Zentimeter sein und ca. 84 Maschen, es gibt dafür keine Regel, weil das immer anders ist und sich nach Häkelhaken und Garnstärke richtet. Haben wir die Luftmaschenkette fertig, so beginnt das Muster. Wir häkeln in festen Maschen oder Stäbchen und zwar immer 22 Maschen, dann lassen wir 2 Maschen liegen und häkeln erst wieder in die 23. Masche ein, dann häkeln wir wieder 20 Maschen, so daß wir jetzt in die 43. Masche häkeln, in die wir noch zwei Maschen mehr arbeiten, schließlich häkeln wir wieder 20 Maschen, überspringen wieder zwei und häkeln wieder 20 Maschen. Nun wird Reihe für Reihe so gearbeitet. In die Spitze häkelt man drei Maschen ein und in den Tälern überspringt man zwei Maschen. Wenn sich Kinder genau nach der Aufzeichnung richten, bei der das Schema mit 12 Maschen angegeben ist, können sie eine Puppenmütze herstellen. Wenn die gut geglückt ist, kommt die eigene Mütze dran.

Mein letzter Vorschlag gilt den hübschen gehäkelten Körbchen, die durch ihre Bindfadeneinlage sehr fest werden. Man verwendet natürlich auch nur Reste, kann auch Bast und Bindfaden zum Häkeln nehmen. Aus storrem Bindfaden oder Peddigrohr drehen wir erst einen kleinen Kreis, den wir fest miteinander vernähen oder bewickeln, dann wird in diesen Kreis ein Ring fester Maschen gehäkelt, soviel wie hinein passen; meist sind es 20 Maschen. Nun häkelt man in festen Maschen Runden weiter, indem man den Faden um den Bindfaden oder das Rohr herumwickelt und dann immer wieder mit dem Häkelhaken in die vorhergehende Runde einsticht und so die Einlage fest häkelt. Zuerst wird der Boden gearbeitet, der nur glatt wird, wenn man ständig zunimmt, genau wie bei einer runden Mütze. Geht man in die Höhe, so hört das Zunehmen auf. Man kann auch Boden und Seitenwand gesondert arbeiten und dann zusammennähen oder -häkeln. Den oberen Rand behäkelt man mit festen Maschen.

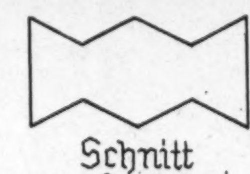
Nun die Häkelhaken hervor und angefangen. Ursula Scherz.



2 ab — 2 zu — 2 ab

12 M — 12 M — 12 M — 12 M

Häkelschema



Schnitt für Häkelei







Gasthaus „Zum Rosenapfel"

Vom Wunder der Gallwespe

Wenn wir als Kinder die rotwangigen „Männlein im Walde", die Hagebutten der Heckenrosen abpflückten, um sie als Errungenschaft für unseren Kaufladen glücklich nach Hause zu tragen, so fanden wir ab und zu an den dornigen Zweigen merkwürdige, scheinbar mit Moos umkleidete Kugeln. „Das sind Rosenäpfel", war die Antwort Erwachsener auf erstaunte Kinderfragen. Und wenn wir einen dieser Rosenäpfel öffneten, dann lagen darin einige winzige, weiße Maden, mit denen wir nichts anfangen konnten.

Aber auch später, als wir die Dinge der Natur weniger einfältig, sondern erforschend beobachtend betrachteten, begegneten wir öfter den seltsamen, moosartigen Rosengallen. Die Fragen aus der Kinderzeit konnten auch jetzt nicht gänzlich beantwortet werden, denn die Galläpfel am Heckenrosenstrauch sind in ihrer letzten Ursache ein bis heute nicht ergründetes Wunder der Natur.

Lange, ehe die wilde Rose blüht, fliegt ein kleines, wenige Millimeter langes Insekt auf einen Rosenzweig, sticht am jungen Trieb seine Legeröhre in das zarte, saftreiche Gewebe und legt eine Anzahl Eier ab. Bald schlüpfen winzig kleine Larven aus — — und was sich nun ereignet, ist das Rätselhafte.

Man sollte meinen, dem Rosenstrauch seien die eingedrungenen Gäste höchst unangenehm, er versuche also wirksame Gegenmaßnahmen zu ergreifen, Abwehrstoffe zu bilden, um auf alle Fälle und mit allen Mitteln den unerwünschten Besuch loszuwerden.

Aber merkwürdig — nichts Derartiges geschieht. Im Gegenteil! Den fremden Larven wird ein besonderes Haus gebaut. Aus dem Gewebe, mit dem der Rosenstrauch, weiß Gott, etwas ganz anderes vorhatte, errichtet er den Nachkommen der damals angeflogenen *Rosengallwespe* ein geräumiges Kinderheim, mit mehr als einem Dutzend Wohnräumen.

Es ist jene Wucherung mit der moosartigen Umkleidung, die Rosengalle, vom Volksmund vielfach „Rosenkönig" oder „Schlafapfel" genannt.

In dieser Galle leben nun die kleinen Gallwespenkinder herrlich und in Freuden, denn die Pflanze bietet ihnen beste, nahrhafte Säfte als Futter und tut das, obwohl sie weder Nutzen von den Gästen hat, noch solchen etwa später erwarten könnte.

Im Herbst verpuppen sich die Larven in ihrem Gallenhaus, und der Winter kommt ins Land. Kahl steht der Heckenrosenstrauch. Auch die moosigen Gallen haben längst ihre anfänglich grüne Farbe verloren und sehen braun und vertrocknet aus. Tief im Innern aber, in ihren Kammern, sind die kleinen Rosengallenwespen bereits geschlüpft und harren, gegen Kälte geschützt, auf die warme Frühlingssonne. Dann erst arbeiten sie sich hervor und fliegen davon.

Wenn sie Abschied nehmen, haben sie dreiviertel Jahr bei ihrem Wirt, dem Rosenstrauch, gewohnt. Die Weibchen suchen bald wieder Heckenrosen auf und versenken mit ihrem Legestachel Eier in junge Rosenzweige. — Und erneut wird die Pflanze bereitwillig den Platz für eine gute Entwicklung der fremden Kinder herrichten. Wir stehen wieder am Anfang — der seltsame Lebenskreislauf einer Rosengallwespengeneration ist geschlossen. Ein geradezu bewunderungswerter Instinkt läßt die kleine Wespe nicht allein den Weg zur richtigen, für sie geeigneten Pflanzenart sicher finden, sondern macht es ihr auch möglich, stets gerade den Teil der Pflanze zu entdecken, der zur Unterbringung der Eier am geeignetsten ist. Nur äußerst selten kommt es einmal vor, daß eine Wespe sich irrt und ihr Ei an falscher Stelle oder in verkehrter Pflanze unterbringt und damit dem Untergang preisgibt.

Von dem gesamten eigenartigen Vorgang wissen wir eigentlich nicht mehr, als daß die eingedrungenen Larven einen Stoff ausscheiden, der das Pflanzengewebe zum Wuchern veranlaßt. Wie es aber kommt, daß die Pflanze gerade so zweckmäßig wuchert, daß sie stets die gleiche Form bildet und regelmäßig nach der *Eiablage* die „uneigennützige" Tat vollbringt, ist ein seltsames Geschehen und wird vorläufig für uns ein ungelöstes Rätsel bleiben.

Dabei gibt es nicht etwa nur diese eine Rosengalle als Einzelerscheinung. Rund 600 Gallwespen, von denen jede jeweils an verschiedenen Pflanzen besondere Arten von Gallen auslöst, hat die Natur hervorgebracht.

Man denke nur an die hübschen kugelrunden Galläpfel, die sich so oft an Eichenblättern finden und die vielen anderen Gallen, denen wir draußen im Freien begegnen, wo sie an Blättern und Blüten, an Knospen und Früchten, an Wurzeln, Rinden oder Stengeln der Pflanzen sitzen. Sie alle sind das Werk winziger, als Gallwespen bezeichneter Hautflügler.

So unscheinbar alle diese Wespchen sind, so verfügen sie doch über eigentümliche Kräfte, denn sie sind imstande, an ihren Wirtspflanzen gallenartige Wucherungen zu erzeugen, die ihre Erzeuger stets um ein Vielfaches an Größe übertreffen.

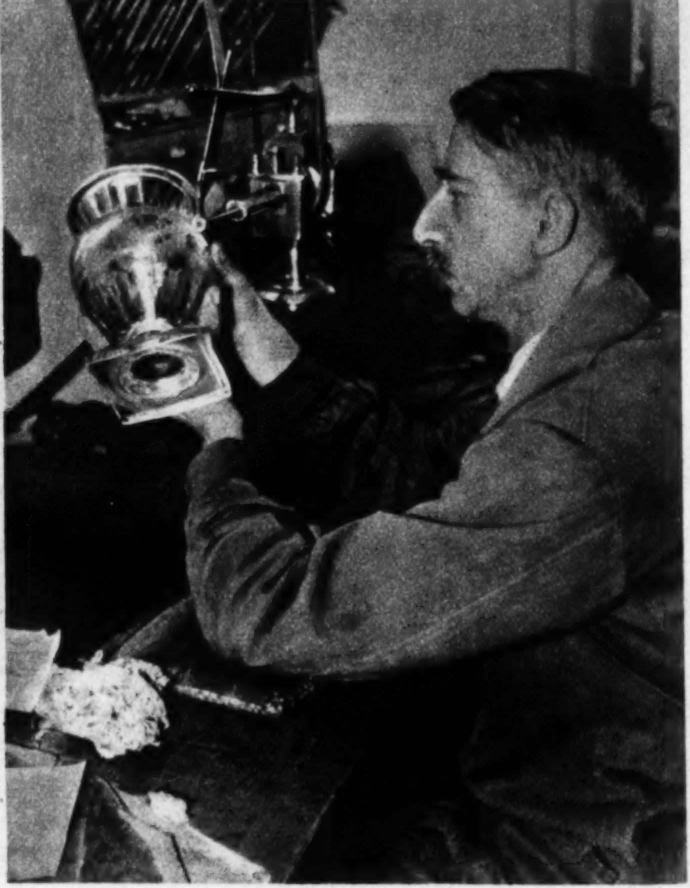
Und soviel steht fest, daß es dem Menschen trotz wiederholter Bemühungen bisher noch auf keine Art hat gelingen wollen, auf künstlichem Wege Gallenbildungen hervorzurufen.

Der seltsame Vorgang an sich aber, insbesondere der dabei entfaltete Reichtum der Formen und Arten, nötigt uns ein Staunen vor der Schöpferkraft der ewigen Natur ab.

Hans Eltgen

Was können unsere Kinder werden?





Der Glasschleifer

Von Dr. Hans Hasek

Aufnahmen: Dr. H. Weskamp

Mit der Heimkehr des Sudetenlandes ins Großdeutsche Reich hat auch eine alte deutsche Kunstindustrie ihre Einigung diesseits und jenseits der ehemaligen Grenze vollzogen: die Glasindustrie. Die Erzeugungsstätten der berühmten „böhmischen" Gläser sind jetzt auch der Staatszugehörigkeit nach deutsch geworden; der Volkszugehörigkeit nach waren sie es allezeit. Es gibt in Europa seit dem Mittelalter überhaupt nur noch e i n Gebiet der Glasmacherkunst, das älter ist und das im Range den Glashütten des Riesengebirges, des Erzgebirges und des Bayerisch-Böhmischen Waldes lange voranging; das ist die Gegend von Venedig und Murano. Von dort her kam Kunst und Technik des Glasmachens, Glasmalens, Glasschleifens um etwa 1300 in die Waldtäler des deutschen Mittelgebirges. In steter Verbindung mit dem alten Vorbild, aber doch auf eigenen, dem deutschen Kunsthandwerk eigenartigen Wegen entwickelte sich nun in Schlesien, in Thüringen, in Bayern und Böhmen die Glasmacherei mit ihren Hilfskünsten: der Schleiferei, der Glasschneidetechnik, der Glasmalerei und -ätzerei zur Höhe eines weit über die europäischen Grenzen hinaus beachteten Kunstgewerbes. Dabei ging auch innerhalb der deutschen Erzeugungsgebiete jede Landschaft, ja beinahe jede Hütte ihren besonderen Entwicklungsgang; das liegt nicht allein in unserem Volkscharakter, das liegt auch an dem Werkstoff, der, je tiefer man ihn kennenlernt, immer wundersamer und immer geheimnisreicher zu werden scheint. Jede Hütte hatte (und hat z. T. noch) ihre eigenen Rezepte für den Ofen, für die Färbung des Glases, für die Kühlung; jeder Glasbläser hat, von seinem Lehrmeister her überkommen oder in allmählicher Erfahrung sich selbst angeeignet, seine eigene Art. Man muß die beiden ersten Akte von Gerhart Hauptmanns tiefsinnigem Glashüttenmärchen lesen („Und Pippa tanzt!"), um einen Hauch dieser Glasmacher- und Glaskünstlerwelt zu spüren; oder man muß in einer Glasmachergegend selber daheim sein. Eine bloße „Besichtigung" bleibt zu sehr an der Oberfläche und im rein Technischen stecken. Man muß dann schon wenigstens einem alten Kunstglasmacher stundenlang zusehen, ohne ihn mit Fragen und Ausrufen zu stören.

Der Glasschleifer, der „Kugler", der Glasmaler, der Gravierer, der Aetzer, der Sandstrahlbläser, und wie sie alle heißen, sie übernehmen die in der Form fertigen Kunstgläser zur weiteren Veredelung durch verzierende Ornamente oder figurale Motive. Der Schleifer schleift dem Glas die Kanten an; der Kugler

schneidet mit seinem surrenden Rädchen vertiefte Kerben und Flächen hinein. Für beides muß das Glas natürlich dick genug sein. Schleifer und Kugler arbeiten daher vor allem in Bleiglas, das auch ein besonderes Lichtbrechungsvermögen hat. Dieses sogenannte „Kristallglas" hatte allerdings, nach einer übersteigerten modischen Beliebtheit, durch billige maschinelle Nachahmungen und geschmacklose Protzerei sehr an Beliebtheit bei den Kennern verloren und muß sich die erst wieder durch edle Formgebung, durch schlichten, guten Schliff, durch Meisterschaft in der Wahl der Farbe des Glasflusses erkämpfen. Gerade die sudetendeutschen Kunstgläser sind hier wieder auf einem guten Wege. Die Fachschule für Glasindustrie in Steinschönau und besonders die Kunstgewerbliche Fachschule für Glasindustrie in Haida treten den Fachschulen des Altreichs in Ilmenau und Zwiesel (Bayr. Wald) ebenbürtig zur Seite. — Diese Schulen erziehen nun aber nicht nur Glasschleifer aller Grade, sondern auch die andern Kunsthandwerker dieses Werkstoffs. Ein besonderes Interesse verdienen hier die Gravierer oder Glasschneider. Sie arbeiten mit sehr kleinen Rädchen, bis zu Stecknadelkopfgröße herab, etwa in der Art zahnärztlicher Marterinstrumente —, nur daß sie damit ganze Figuren, Pflanzenornamente, geometrische Linien und Monogrammbuchstaben aus dem Glas herausschneiden. Die vertieften „Dekors" bleiben hierbei gewöhnlich matt und heben sich so im Gegensatz zu ihrer glasklaren Umgebung schön ab. Ist das verwendete Glas in seiner obersten Schicht farbig (Ueberfangglas), so erscheint die Zeichnung oder die Figur farblos aus dem farbigen Grunde herausgeschnitten; in dieser Technik haben schon die alten „böhmischen" (nach heutiger Sprachweise: sudetendeutschen) Gläser eine außerordentlich hohe Kunstfertigkeit bewiesen.

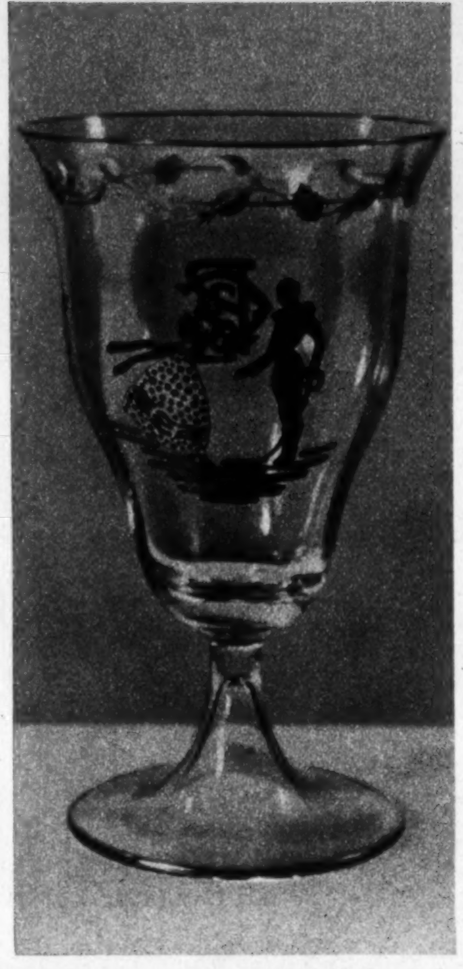




Der Glasschleifer sowohl wie der Graveur und Glasschneider arbeiten als echte Künstler fast völlig nach Augenmaß und persönlichem Formgefühl. Sie haben das Muster, das sie oft selbst entworfen haben, im Kopf und in den Fingern; denn eine bis ins einzelne gehende Uebertragung von der Vorlage aufs Glas durch Pausen usw. kommt nicht in Frage. Kaum daß sie mit dem Fettstift ein paar Hilfslinien auf dem Glase sich anzeichnen. Deshalb sind auch bei handwerksmäßigen, edlen Gläsern niemals zwei einander vollkommen gleich, selbst wenn sie das gleiche Ornament tragen. Freilich sieht zunächst nur der Kenner die Unterschiede der einzelnen Stücke. — Es liegt auf der Hand, daß dieser Beruf eine sehr große Geschicklichkeit, eine unglaubliche Exaktheit und ein fast selbstverständliches Formgefühl verlangt. Das alles wird auf den Fachschulen und während der Ausbildungszeit vom einfachsten zum kunstvollsten Stück fortschreitend gelehrt und geübt, aber die Grundlagen dazu müssen doch schon in die Lehre mitgebracht werden. Es ist kein Wunder, daß gerade die Glasmacherberufe, auch der des Schleifers, Graveurs und Malers, vielfach durch Generationen in den Familien sich weiter „vererben". Gute Augen, vor allem ein unbedingt sicheres Augenmaß, gehören zum Schleifer und Graveur ebenso wie geschickte und feinfühlige Hände. Diese Künstler der Glasbearbeitung sind auch, bei aller Fertigkeit und allem gebotenen Arbeitstempo, keine hastigen, nervösen und ungeduldigen Menschen. Jede unvorsichtige Bewegung müßte ja das Werkstück zerstören, in dem vielleicht schon

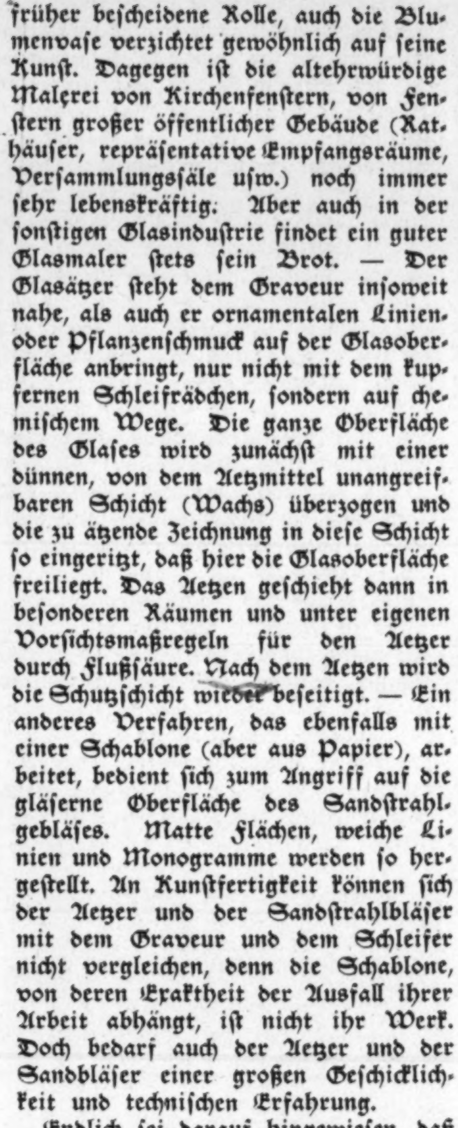


viele Stunden Arbeit stecken. Es gibt da auch keine „Korrekturen" von Fehlern: das spröde Glas springt seiner Natur nach bei ungeschickter, gewaltsamer Anwendung des Werkzeugs, oder es wird wenigstens unheilbar zerkratzt. Die Aufmerksamkeit des Meisters darf also nicht den kleinsten Augenblick nachlassen oder abschweifen. Das kann nicht jeder; darum sind auch nur wenige zu solcher Meisterschaft geeignet. Da die Muster immer wieder wechseln, lassen sich auch die einzelnen Handgriffe nicht mechanisieren; immer wieder muß die ganze Kunstfertigkeit und Erfahrung dahinter stehn und eingesetzt werden. Unerschöpfliche Phantasie, feinstes Stil- und Materialgefühl braucht der, der seine Muster selbst sich entwirft; und im Grunde muß das nach dem oben Gesagten eigentlich jeder, auch wenn eine Vorlagenskizze da ist. Denn es ist ein großer Unterschied, die Vorlage sach- und handwerksgerecht auf das Papier zu zeichnen und sie dann werkgemäß in das Glas hinein zu übertragen!



Die Arbeit ist recht anstrengend und, besonders bei den Schleifern, weniger bei den Graveuren, der Gesundheit nicht zuträglich. Allerdings stellt sie längst keine solchen Anforderungen wie die Arbeit des Glasmachers es tut. Der stetig auf den Schleifstein niederrinnende Brei aus Sand und Wasser bindet den entstehenden Glasstaub sogleich und macht ihn für die Lungen ungefährlich; die heutigen hygienischen Vorrichtungen sorgen dafür, daß der Staub nicht wieder trocken wird. In der Heimindustrie sind diese Vorbedingungen freilich nur selten erfüllt. Auch ist das Sitzen in ständig gebückter Stellung eine nicht geringe Anstrengung für den Brustkasten; die Augen und die Nerven werden sehr angespannt. Schwächliche Leute halten also den Beruf nicht aus oder müssen frühzeitig aufhören, ehe sie die Höhe ihrer Kunst erreichten. Daß Farbenblinde ungeeignet sind, braucht wohl nicht besonders gesagt zu werden; auch der Schleifer und der Graveur arbeiten sehr viel mit farbigen oder mit Ueberfanggläsern und müssen sogar ein sehr feines Farbenempfinden haben. Für den Außenstehenden zunächst überraschend klingt es, daß auch Schwerhörigkeit für die Berufe des Schleifers und Graveurs ungeeignet macht. Aber der Ton, den das Glas beim Druck gegen das Schleifrad von sich gibt, ist ein wichtiges Kontrollmittel für die rechte Stärke dieses Druckes — ein Schwerhöriger würde also zu viel Bruch haben.

Schließlich seien hier noch ein paar Worte über die verwandten Berufe gesagt, die zu Beginn dieses Aufsatzes schon genannt wurden. Der Glasmaler spielt heute in der Hohlglasveredelung, also für die Dekoration von Trinkgläsern, Kannen, Tellern usw. eine gegen



früher bescheidene Rolle, auch die Blumenvase verzichtet gewöhnlich auf seine Kunst. Dagegen ist die altehrwürdige Malerei von Kirchenfenstern, von Fenstern großer öffentlicher Gebäude (Rathäuser, repräsentative Empfangsräume, Versammlungssäle usw.) noch immer sehr lebenskräftig. Aber auch in der sonstigen Glasindustrie findet ein guter Glasmaler stets sein Brot. — Der Glasätzer steht dem Graveur insoweit nahe, als auch er ornamentalen Linien- oder Pflanzenschmuck auf der Glasoberfläche anbringt, nur nicht mit dem kupfernen Schleifrädchen, sondern auf chemischem Wege. Die ganze Oberfläche des Glases wird zunächst mit einer dünnen, von dem Aetzmittel unangreifbaren Schicht (Wachs) überzogen und die zu ätzende Zeichnung in diese Schicht so eingeritzt, daß hier die Glasoberfläche freiliegt. Das Aetzen geschieht dann in besonderen Räumen und unter eigenen Vorsichtsmaßregeln für den Aetzer durch Flußsäure. Nach dem Aetzen wird die Schutzschicht wieder beseitigt. — Ein anderes Verfahren, das ebenfalls mit einer Schablone (aber aus Papier), arbeitet, bedient sich zum Angriff auf die gläserne Oberfläche des Sandstrahlgebläses. Matte Flächen, weiche Linien und Monogramme werden so hergestellt. An Kunstfertigkeit können sich der Aetzer und der Sandstrahlbläser mit dem Graveur und dem Schleifer nicht vergleichen, denn die Schablone, von deren Exaktheit der Ausfall ihrer Arbeit abhängt, ist nicht ihr Werk. Doch bedarf auch der Aetzer und der Sandbläser einer großen Geschicklichkeit und technischen Erfahrung.

Endlich sei darauf hingewiesen, daß der Schleifer auch in zwei anderen Glasindustrien von Bedeutung ist, bei der Erzeugung von Spiegeln und bei der von optischen Linsen (Brillengläsern, fotografischen Objektiven usw.). Das Künstlerische des Berufs tritt in diesen Arbeitssparten freilich ganz hinter das Exakt-Technische zurück, die Genauigkeit und Feinheit der vorgeschriebenen Maße ist dafür beim optischen Schleifer aufs höchste gesteigert. Selbstverständlich gehen die beiden Berufszweige, der künstlerische und der technische, schon bei der Ausbildung ganz verschiedene und vollkommen getrennte Wege. Wie ja auch die Spiegel- und besonders die optische Industrie gegenüber der Hohl- und Kunstglaserzeugung in anderen Orten beheimatet ist.



Kleidung und Ausrüstung der Landjahrpflichtigen

Die nachstehend aufgeführten Kleidungs- und Ausrüstungsgegenstände sind von den Jungen in das Landjahr mitzubringen:

1. Notwendige Ausrüstung:

1 HJ.-Sommerhose,
1 HJ.-Hemd mit Halstuch, Knoten und Armbinde,
1 HJ.-Koppel mit Koppelschloß und Schulterriemen,
1 Paar feste Wanderstiefel (Schnürstiefel),
1 Paar Schuhe oder Arbeitsstiefel (als Ersatz),
3 Paar graue Strümpfe (zur Uniform),
je 2 Unterhemden und kurze Unterhosen,
2 Nachthemden,
1 Trainingsanzug oder Wolljacke zum Unterziehen,
1 schwarze Turnhose,
1 schwarze Badehose (Dreieck),
ausreichend Taschentücher,
1 Paar feste Ledert urnschuhe (am besten zum Schnüren),
Schreibzeug (2 Kladden, 1 Oktavheft, 2 Bleistifte, Gummi, Federhalter mit Feder oder Füllfederhalter),
Nähzeug (schwarzer und weißer Zwirn, Stopfgarn nach Strumpffarbe, braunes Nähgarn, Ersatzknöpfe für die Kleidungsstücke und Wäsche, Näh- und Stopfnadel, Schere),
Wasch-, Zahn-, Schuhputzzeug (1 Stück Seife, 1 Tube Zahnpasta, 1 Zahnbürste, Nagelbürste und -reiniger, 1 Schachtel Schuhkrem, 1 Paar Ersatzschnürsenkel, Schuhputzbürsten, Kleiderbürste).

2. Erwünscht sind, soweit vorhanden:

1 HJ.-Winteruniform (dunkelblau), Tornister, Brotbeutel, Feldflasche, Trinkbecher, Zeltbahn.

Ferner: Besitzt ein Junge Fußballstiefel, Rennschuhe, Fahrtenmesser, ein Musikinstrument (z. B. Geige, Fanfare, Blockflöte, Querpfeife, Trommel, Zieh- oder Mundharmonika), Zeichenmaterial, Werkzeug für Segelflugmodellbau, so ist dieses mitzubringen.

3. Unbedingt zu Hause zu lassen sind:

überflüssiges Zivilzeug, besonders Mäntel; unnötige „Toilettenartikel", wie Haaröl und ähnliches.

Anmerkung:

1. Eine vollständige Aufstellung der von Hause mitgebrachten Gegenstände ist erforderlich.
2. Bei Neuanschaffungen ist zu berücksichtigen, daß die Landjahrpflichtigen körperlich in kurzer Zeit stark zunehmen.

Verzeichnis.

Die nachstehend aufgeführten Kleidungs- und Ausrüstungsgegenstände sind von den Mädchen in das Landjahr mitzubringen:

1. Notwendige Ausrüstung:

1 vorschriftsmäßige BDM.-Bluse, Gürtel, Tuch, Knoten,
1 Paar hohe Schuhe mit flachem Absatz, | gegebenenfalls 2 Paar feste Schnürhalbschuhe.
1 Paar feste Schnürhalbschuhe, BDM.-Schuhe, |
1 Paar leicht. Schuhe mit flachem Absatz,
3 Paar lange Strümpfe,
4 Paar Söckchen, davon 1 Paar weiße,
viermal Leibwäsche (möglichst Hemd und Schlüpfer),
2 Unterröcke,
3 Nachthemden oder Schlafanzüge,
2 wärmere Schlüpfer,
2 bis 3 Waschkleider,
1 Paar feste Lederturnschuhe, am besten zum Schnüren,
1 schwarze Turnhose,
1 weißes Turnhemd (mit HJ.-Rhombus, möglichst 2),
4 Schürzen (derb und ausreichend groß, 2 hell, 2 dunkel),
2 Kopftücher,
2 Kleiderbügel,
1 Badeanzug und Bademütze,
1 Berchtesgadener Jacke und gegebenenfalls eine vorhandene Strickjacke,
1 Regenmantel,
1 Paar warme Handschuhe,
1 Strumpfbandhalter,
ausreichend Taschentücher,
Schreibzeug (2 Kladden, 1 Oktavheft, 2 Bleistifte, Gummi, Federhalter mit Feder oder Füllfederhalter),
Nähzeug (schwarzer und weißer Zwirn, Stopfgarn nach Strumpffarbe, braunes Nähgarn, Ersatzknöpfe für Kleider und Wäsche, Näh- und Stopfnadeln, Stecknadeln, Schere),
Wasch-, Zahn- und Schuhputzzeug (1 Stück Seife, 1 Tube Zahnpasta, 1 Zahnbürste, Nagelbürste und -reiniger, 1 Schachtel Schuhkrem, 1 Paar Ersatzschnürsenkel, Schuhputzbürsten, Kleiderbürste)

2. Erwünscht sind, soweit vorhanden:

Trainingsanzug, Jungmädeltracht und, wenn möglich, BDM.-Rock und -Kletterweste.

Ferner: Besitzt ein Mädel ein Musikinstrument (Geige, Blockflöte, Zieh- oder Mundharmonika), Zeichenmaterial usw., so ist dieses mitzubringen.

3. Unbedingt zu Hause zu lassen sind:

Schmucksachen, Handtaschen usw., unnötige „Toilettenartikel".

Anmerkung:

1. Eine vollständige Aufstellung der von Hause mitgebrachten Gegenstände ist erforderlich.
2. Bei Neuanschaffungen ist zu berücksichtigen, daß die Landjahrpflichtigen körperlich in kurzer Zeit stark zunehmen.

Kurzweil am Feierabend

Rösselsprung

		die	ha-	mai-		
		die	ren	kin-		
	klei-	der	lied	ben	ih-	
	veil-	fest		ha-	die	
ihn	ist	nen	da	in	gra-	den
chen	blüh-	müh-	da	hän-	ben	all
am	len	lenz	pflückt	len-	sie	ben
	ge-	ten	wol-	der	all	

Silben-Rätsel

Aus den Silben:
au — ben — cher — cho — da — da — de — de — di — do — e — e — ei — ek — fa — fron — hut — kel — ki — kun — le — lie — lo — ma — mo — nid — pe — pos — ree — ri — rich — ris — rit — se — sit — son — tich — tre — ul — vo — wi — zell
sind Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangsbuchstaben und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Eichendorff ergeben. (ch = 1 Buchstabe.)

Bedeutung der Wörter: 1. Erfinder, 2. Fruchtstand, 3. Papageienart, 4. Berliner Kupferstecher, 5. Bad im Schwarzwald, 6. Gebirgsprimel, 7. voraussichtlicher Sieger eines Wettkampfes, 8. Herrendienst, 9. musikalischer Begriff, 10. Hast, 11. Schulklasse, 12. Ankerplatz, 13. männlicher Vorname, 14. Beruf, 15. Heldengedicht, 16. Nebenfluß des Mains.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 5

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Arles, 4. Null, 7. Kiefer, 10. Meer, 12. Eibe, 14. Rogen, 16. Paris, 18. Ina, 19. Opa, 20. Reben, 22. Kelle, 24. Ares, 26. Anis, 28. Sierra, 29. Imme, 30. Ranke. — Senkrecht: 1. Arve, 2. Eimer, 3. See, 4. Nero, 5. Ur, 6. Leuna, 8. Ferse, 9. Lippen, 11. Rennen, 13. Baal, 15. Gier, 17. Irene, 19. Okapi, 21. Basra, 23. Laie, 25. Sage, 27. irr.

Doppeltes Silbenrätsel. 1. Verwahrung, 2. Lehrerin, 3. Sägewerk, 4. Harmonika, 5. Sonnabend, 6. Hektoliter, 7. Parität, 8. Pantheist, 9. Imkerei, 10. Oberammergau, 11. Hochantenne, 12. Metzgerei, 13. Boston, 14. Herrenmantel. — Wahre Genialität ist immer angeboren. (Adolf Hitler.)

Silbenrätsel. 1. Dietrich von Bern, 2. Irrwisch, 3. Empore, 4. Jungbunzlau, 5. Ungemach, 6. Gurke, 7. Erdäpfel, 8. Naumburg, 9. Dorpmüller, 10. Impfarzt, 11. Sattler, 12. Tauwerk, 13. dreihundert, 14. Oberammergau, 15. Rinderpest. — Die Jugend ist dort, wo gekämpft wird. (R. W. Darre.)

Austauschrätsel. Balken — Gramm — Birne — Zelt — Messe — Nabel — Raben — Seide. — Karlsbad.

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 3. Berlin, 6. Haar, 7. Klette, 10. Klettern, 13. Bebra, 15. Lasur, 17. Traun, 18. Warte, 19. Lotse, 20. Inder, 21. Beten, 24. Gerda, 25. Rekruten, 28. Rangen, 29. Steg, 30. Seelen. — Senkrecht: 1. Kehle, 2. Wirte, 4. Raete, 5. Latte, 7. Klausner, 8. Erlangen, 9. Detlef, 10. Krater, 11. Narden, 12. Huerde, 14. Brot, 16. Stier, 22. Ernte, 23. Kugel, 26. Kasel, 27. Tegel.

Aufnahmen:



Ergebnis unseres Preisausschreibens aus Heft 1

Diese vergrößerten **Weizenkerne** scheinen den meisten von euch viel Kopfzerbrechen gemacht zu haben. Immerhin sind es doch noch einige Hundert, die sich nicht täuschen ließen. So mußte denn auch diesmal wieder das Los als Schiedsrichter aufgerufen werden. Die glücklichen Gewinner stelle ich euch nunmehr vor: den 1. **Preis** im Betrage von 10,—RM. bekam **Wolfgang Limburg** in **Kochem** an der Mosel, den 2. **Preis** im Betrage von 5,—RM. **Anneliese Schmid** in **Amberg**, je ein wertvolles **Jugendbuch** bekamen: **Heinrich Schmidt** in **Lübeck, Alexander Horatschek** in **Graz V, Ilse Walter** in **Berlin O 17, Erika Dunken** in **Augsburg** und **Werner Ruhland** in **Rudolstadt**. Allen Einsendern herzlichen Dank!

F r i tz.

Rate einmal!

Gegensatzrätsel.

1. . . . = reich
2. . . . . . = Antwort
3. . . . . . = schmutzig
4. . . . . . = niemals
5. . . . . . . = alle
6. . . . . . . = Ende

Anstelle der Punkte müßt ihr Buchstaben suchen, die je ein Wort bilden. Die Anfangsbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines bekannten Erdteils.

*

Punkträtsel.

1. . . . t . . . t = Offiziersrang
2. . l . . c . = Jungenname
3. . . r . . . n . = Industriestadt im Westen
4. . i . . r = Fluß in Schleswig-Holstein
5. . . t . = Fischereigerät
6. . . n . . = Deutsch. Strom
7. . . d . . . . u . . . = neue Hochschule
8. . o . . n . . = Zutat zur Marzipanherstellung
9. . . l . . . o . = Bootsart
10. . e . . . . . h . = Angehörige der Polizei

Anstelle der Punkte sind Buchstaben zu setzen, um die Wörter zu finden. Die ersten Buchstaben der einzelnen Wörter ergeben, von oben nach unten gelesen, den Namen eines deutschen Feldherrn.

Auflösung aus Heft 5

Rate einmal.

I.

1. Indien, 2. Ubet, 3. Schlange, 4. Dora, 5. Bonaparte, 6. Hund, 7. Ferkel, 8. Nie.

II.

1. Lese, 2. Ibykus, 3. Emmi, 4. Sonne, 5. Tender, 6. Dose, 7. Ingraban.

III.

1. Wanderer, 2. Antenne, 3. Rohr, 4. Tango, 5. Elle, 6. Ingrid, 7. Egon.

Habt ihr die einzelnen Wörter gefunden, dann heißt der Vers: In Deutschland, ob nah und fern, liest die Kinderwarte jeder gern. Habt ihr das auch herausbekommen?

Kinderwarte

Die Traumliese

Märchen von Olga Müller.

Liese war ein sonderbares Mädchen. Die Mutter konnte ihr gar nichts auftragen, alles machte sie verkehrt, alles vergaß sie, weil ihre Gedanken immer anderswo waren. Liese war eine Träumerin. Wenn die Mutter ihr befahl, Wasser zu holen, setzte sie sich sicher auf den Brunnenrand und sah in die Wolken, und wenn sie ihr auftrug zu kochen, brannte alles an, weil sie dastand und in die Ferne guckte anstatt in den Topf.

Man nannte sie nur die Traumliese.

Eines Tages sagte die Mutter: „Traumliese, du bringst mich noch unter die Erde. Geh fort und verdiene dir dein Brot in der Welt!"

Da machte sich die Traumliese auf und ging in die Welt hinaus.

Sie kam zu einem Bauern.

„Was kannst du?" fragte der.

Sie seufzte. „Träumen", sagte sie.

Der Bauer lachte.

„Vom Träumen werden die Kühe und Schweine nicht satt", meinte er, „und das Korn springt davon nicht aus den Hülsen. Aber du gefällst mir, weil du aufrichtig bist. Ich will dich mit den Gänsen auf die Weide schicken, dabei kannst du träumen."

Am nächsten Morgen trieb Liese die Gänse aus dem Bauernhof. Aber noch ehe sie die Weide erreicht hatte, blieb sie mitten auf der Straße stehen, guckte ins Morgenrot und vergaß die ihr anvertrauten Gänse. Diese liefen in die Kornfelder hinein und fraßen die reifen Körner aus den Ähren. Da rannten die Bauern, denen die Felder gehörten, zu Lieses Herrn und beklagten sich bitter. Der Bauer erklärte ihr, er könne sie nicht brauchen, hatte dann aber wieder Mitleid und versprach ihr, es mit ihr noch mal zu versuchen.

Am Abend saß Liese voll Kummer auf ihrer Schütte Stroh im Gänsestall. Da zupfte sie der Gänserich und sah sie mit klugen Augen an.

„Ach", sagte sie, „wecke mich doch immer, wenn ich ins Träumen kommen will!"

Der Gänserich nickte mit dem Kopf, als ob er es verstanden hätte.

Als Liese am nächsten Morgen wieder stehenblieb und ins Morgenrot starrte, zupfte er sie am Rock, und als sie das nicht merkte, zwickte er sie in die Waden. Da erwachte sie und sah, daß die Gänse eben in ein Kleefeld laufen wollten. Rasch trieb sie ihre Herde weiter. Sie brachte sie glücklich auf die Weide am Bach, und nun konnte sie sich ruhig hinsetzen und träumen, so viel sie wollte.

Als sie da so saß, sah sie über der Weide in der Luft auf einmal ein Schloß erscheinen, zuerst ganz blaß und schleierhaft, dann immer deutlicher, und zuletzt stand es so greifbar vor ihr, daß sie dachte, sie müßte hineingehen können. Da zwickte der Gänserich sie auf einmal in die Waden. Sie kam zu sich und rieb sich die Augen. Aber das Schloß blieb da. Sie erhob sich und ging hinein.

In einem großen, schönen Saal sah sie auf hohen, goldenen Stühlen einen König und eine Königin sitzen, und der König fragte sie: „Sag, Liese, wann wirst du Bäuerin?"

„Bäuerin?" sprach sie erstaunt. „O — dazu kann man mich Traumliese wohl nicht brauchen."

Da steckte ihr die Königin einen kostbaren Ring an den Finger und dann ging Liese wieder.

Als sie abends nach Hause kam, fragte der Bauer: „Nun, Liese, wie hat's gegangen?“

„Gut“, sagte sie, „Euer Gänserich hat mich aufgeweckt, so oft sich meine Gedanken verlieren wollten.“

Er sah den Ring an ihrem Finger und wollte wissen, wer ihn ihr geschenkt habe. Sie erzählte es. Aber sie sagte: „Der König fragte mich etwas, das sage ich aber nicht“, und sie verriet nichts davon, so sehr er auch bettelte. Da dachte er: „Ich will ihr morgen nachgehen!“

Als sie die Gänse am andern Morgen zum Tor hinaustrieb, folgte er ihr.

Er sah, wie sie träumend stehenblieb und wie der Gänserich sie in die Waden zwickte, und als sie sich auf der Weide niedersetzte und in die Ferne guckte, trat er ganz nahe hinter sie, und sie merkte es gar nicht, so sehr war sie in Gedanken.

Nach einiger Zeit sah er, daß wirklich ein Schloß erschien und immer deutlicher wurde, und dann kam der Gänserich und zwickte Liese in die Waden, und sie stand und ging in das Schloß hinein. Der Bauer folgte ihr leise. Da hörte er denn wie der König Liese fragte, wann sie Bäuerin werde. Noch ehe sie antworten konnte, trat der Bauer neben sie und sprach: „Bald soll sie Bäuerin werden!“

Liese fuhr überrascht herum. Da lachte das Königspaar und der König sprach: „Es ist dein Glück, Bauer. Die Menschen, die in die Luft gucken, sehen mehr Schönes auf der Welt als die, die auf den Boden schauen. Aber du mußt mit deinen Gänserich verkaufen; hier hast du Geld — für deine Gänse ist ein gewöhnlicher gut genug!“

Er reichte ihm einen Beutel hin, ging dann zum Gänserich und faßte dessen vorgestreckten Hals. Da wurde aus dem Gänserich ein alter, weißhaariger Mann.

„Das ist mein Diener“, erklärte der König, als er Lieses und des Bauern erstaunte Gesichter sah. „Ich bin der Wolkenkönig. Wir fliegen ständig über die ganze Welt hin und machen gute Menschen glücklich, und wo wir Menschen sehen, die es selber nicht merken, daß sie zusammengehören, da muß uns unser alter Diener hier helfen.“

Darauf begann das Schloß zu verblassen, und der Bauer und Liese standen sich auf der Gänseweide gegenüber und die Gänse schnatterten um sie herum, aber der Gänserich war fort.

„Ich helfe dir die Gänse heimtreiben, Bäuerin“, sagte der Bauer.

Einige Wochen später hielten sie Hochzeit. Liese wurde eine fröhliche, tüchtige Bäuerin, und der Bauer konnte mit dem Geld des Wolkenkönigs so viele Äcker und Wiesen zu seinem Bauernhof dazukaufen, daß die Leute sagten: „Das ist ja nun ein halbes Königreich!“

Das Träumen aber hatte die Liese verloren, und es war auch gut, daß das der Wolkenkönig mitgenommen hatte, denn das hätte sie als Bäuerin nicht brauchen können. Nur manchmal, wenn sie am Abend mit ihrem Mann auf der Bank vor dem Bauernhof saß und die Kinder um sie herumtollten, dann sah sie ganz verloren ins Abendrot, und dann faßte der Bauer nach ihrer Hand und sagte: „Wach auf, Traumliese, wir müssen zu Bett — morgen heißt es wieder früh heraus!“ Und dann lachten beide wie Menschen lachen, die sehr glücklich sind.

*

Wer schreibt mit mir?

Brieffreundschaft wünschen: Annemarie R. aus Anhalt mit Mädel von 12 bis 14 Jahren aus der Ostmark, Berni M. aus Ostfriesland mit Mädel von 15 Jahren aus Ems, Waltraut L. aus Stuttgart mit Mädel von 9 bis 10 Jahren aus der Ostmark oder dem Sudetengau, Liselotte G. aus Anhalt mit Mädel von 12 bis 14 Jahren aus der Ostmark oder dem Sudetengau, ferner Heinrich Z. aus Osterode (Ostpreußen) mit Jungen von 12 bis 14 Jahren aus der Ostmark oder dem Sudetengau, Hans D. aus Sachsen mit Jungen aus dem Harz, Walter Br., 12 Jahre alt, aus dem Rheinland mit Jungen aus Baden, Wolfgang D., 11 Jahre alt, aus Dessau mit Jungen aus dem Friesland, Friedrich B., 12 Jahre alt, aus dem Saargau mit Jungen aus Sachsen, Hella C. und Cristine L. aus dem Rheinland, beide 13 Jahre alt, mit Mädel aus der Ostmark oder dem Sudetengau. Ferner Käthe M. aus Bunzlau mit Mädel aus der Ostmark und Dorothea P. aus Graz (Ostmark) mit Mädel aus Hamburg.

Teilt mir eure Adressen mit, damit ich die Freundschaft vermitteln kann. F r i t z.

Diesmal habe ich eine hübsche Arbeit für alle jungen Künstler: Ich habe hier ein hübsches Bilt zerschnippelt, das ihr mir **wieder zusammenstellen und in Farben anlegen sollt. Wer mir das schönste Bild einsendet, bekommt den ersten Preis in Höhe von 10,— RM.** Dann folgen die nächsten Preise, ihr wißt ja, ein weiterer Preis in Höhe von 5,— RM. und fünf Preise in Gestalt von wertvollen **Jugendbüchern.** Schickt mir eure — hoffentlich recht künstlerischen — Arbeiten **bis zum 5. März 1939** und schreibt richtig: An die **„Kinderwarte“** der **„Reichs-Elternwarte“, Berlin C 2, Wallstraße 17—18.** Vergeßt auch nicht eure richtige Adresse und euer Alter anzugeben. So, und nun viel Spaß! F r i t z.

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18

Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G., Anzeigenverwaltung Berlin, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1, Fernruf 22 91 51, Postscheckkonto: Berlin 1690 40. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. DA. IV. Vj. 1938: 117 600. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Anton Chudzinski, Berlin W 9, Potsdamer Straße 1. Auflage dieses Heftes: 125 123. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2

Wichtige Geschäfte

Aufnahme: Agfa-Bildarc